JAHRESHEFT 2014

DER KANTONALEN DENKMALPFLEGE

KANTON BASEL-LANDSCHAFT

JAHRESHEFT 2014

KANTONALE DENKMALPFLEGE

Amt für Raumplanung
Kantonale Denkmalpflege
Rheinstrasse 29
4410 Liestal
Telefon 061 552 55 80
e-mail denkmalpflege@bl.ch
www.bl.ch/denkmalpflege

INHALT

1. RÜCKBLICK UND AUSBLICK S. 5
Brigitte Frei-Heitz, Kunsthistorikerin lic. phil. I

2. ZUR RENOVATION DES JUNDT-HUUS IN GELTERKINDEN S. 11
Philippe Allemann, Architekt MA FH

3. LITURGISCHES KIRCHENGERÄT IM BEZIRK LAUFEN – EINE DOKUMENTATION S. 19
Sibil Buschauer, Dokumentalistin lic. phil. I

4. YOU DON'T NEED A HORSE TO FILL A BARN – CARPORTS UND ALTERNATIVEN S. 27
Lilo Münch, dipl. Ing. Architektin HbK

5. EIN EINBLICK IN DIE DOMSANIERUNG: DECKENSICHERUNG S. 35
Walter Niederberger, Dr., dipl. Architekt ETH

6. WEITERBAUEN AM SUNDGAUERHOF S. 44
Florian Rauch, dipl. Ing. Architekt TH SIA

7. BEDINGNISHEFT AUS DEM HAUS MARTIN IN BÖCKTEN, ENDE 19. JAHRHUNDERT S. 58
Jakob Steinmann, Zimmermann

Blick in den Kirchenraum von Bruder Klaus in Liestal
Die Ortsbildpflegerin L. Münch erklärt die typischen Merkmale des Ortsbildes von Bennwil

Rückblick

Das Team der Kantonalen Denkmalpflege blickt auf eine reiche Jahresernte zurück. Wichtige Grundlagenwerke für die Denkmal- und Ortsbildpflege gelangten in diesem Jahr zur Publikation, und an verschiedenen Veranstaltungen wurden der Öffentlichkeit die Arbeit der Denkmalpflege und deren Resultate vorgestellt.

Denkmalpreis für die Bruder-Klaus-Kirche in Liestal

Am 16. Februar 2014 hat Dr. P. Omachen im Namen der Konferenz Schweizer Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger der römisch-katholischen Kirchgemeinde Liestal den Denkmalpreis überreicht. Mit dem Preis wird die gelungene Umsetzung der akustischen Sanierung ausgezeichnet, die unter Respektierung der besonderen innenräumlichen Gestaltung und Atmosphäre eine maximale Verbesserung der Akustik erreichte.

Das ISOS ist publiziert

Auf 1. Juni 2013 hat der Bundesrat das vollständige Bundesinventar zu den schützenswerten Ortsbildern der Schweiz (ISOS) des Kantons Basel-Landschaft in Kraft gesetzt. Auf Jahresende 2013 ist erstmals das Baselbieter ISOS in drei Bänden publiziert worden. Dies war Anlass für eine stimmungsvolle Medieneinladung nach Bennwil im März 2014. In Anwesenheit von Frau Regierungsrätin S. Pegoraro und Gemeindepräsident Erich Geiser ist das ISOS in seiner Bedeutung und Wirkung für den Erhalt und die Weiterentwicklung unserer Ortsbilder vorgestellt worden. Gleichzeitig ist das ISOS auf der Homepage des Bundesamtes für Kultur aufgeschaltet (www.bak.admin.ch/isos) und in die kantonsinterne Datenbank GIS integriert worden. Nun gilt es, im Rahmen der Nutzungsplanung und des Baubewilligungswesens die Vorgaben des ISOS umzusetzen.

Der *Waldbruder* ist eingezogen

Noch vor den Sommerferien ist die rekonstruierte, mechanische Holzfigur in der Hütte des *Waldbruders* in der Arlesheimer Ermitage installiert worden. Damit ist eine rund zwei Jahre dauernde Arbeit abgeschlossen. Die *Waldbruderklause* ist von Mai bis Oktober am Sonntagnachmittag geöffnet.

Ein neuer Kunstführer für Oltingen

Am 11. Juli 2014 hat die Kirchgemeinde Oltingen-Wenslingen-Anwil zu einer kleinen Vernissage geladen. Der neue Kunstführer ersetzt eine ältere Ausgabe und beschreibt nicht nur den Pfarrhügel mit Kirche, Pfarrhaus, Beinhaus, Kirchhof und Zehntenscheune,

sondern auch den neu gestalteten Pfarrgarten. Der von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte herausgegebene Kunstführer kann im Buchhandel wie auch bei der GSK direkt bestellt werden.

Industrieführer und Wanderausstellung

Auf Einladung der Basler Denkmalpflege ist am 15. Oktober 2014 der Führer zur *Industriekultur beider Basel* vorgestellt worden. Das im Rotpunktverlag erschienene Werk von Hans-Peter Bärtschi ist über den Buchhandel erhältlich. Mit dem Buchprojekt verbunden ist eine Dokumentation von rund 850 Industrie- und Transportbetrieben der Region Basel, die auf der Informationsplattform für schützenswerte Industriekulturgüter der Schweiz (www.industriekultur.ch) der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Als drittes Projekt ist die Wanderausstellung zu nennen, die acht Einblicke in die Geschichte der Industrialisierung gibt: beispielsweise die obere Hauenstein-Bahnlinie, die Feinmechanik im Waldenburgertal und die erdverarbeitende Industrie im Laufental. Die Wanderausstellung wird am 12. Juni 2015 im Kantonsmuseum Liestal eröffnet.

Europäischer Tag des Denkmals

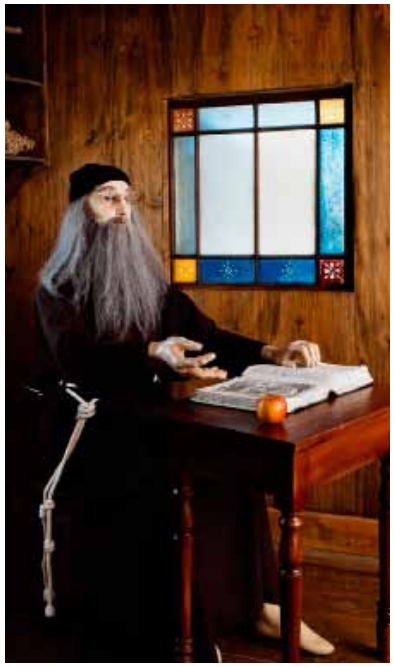
Der Denkmaltag ist 2014 in Arlesheim durchgeführt worden. Die an Kulturgut reiche Gemeinde bot den rund 3000 Besuchern und Besucherinnen ein vielfältiges Angebot: Die innovative Schappe-Siedlung auf dem Areal der einstigen Textilfabrik, die vorbildlich sanierte Industriehalle der Firma Stamm im Tal wie auch die laufenden Restaurierungsarbeiten des Sundgauerhofs (siehe Artikel ab Seite 44) und der Domkirche konnten besichtigt werden. Im Sundgauerhof bekochte die Kantonsarchäologie die Besucher mit mittelalterlichen Gerichten, und in der altehrwürdigen Mühle in der Ermitage sind die neuesten Ergebnisse aus der Bauforschung vorgestellt worden.

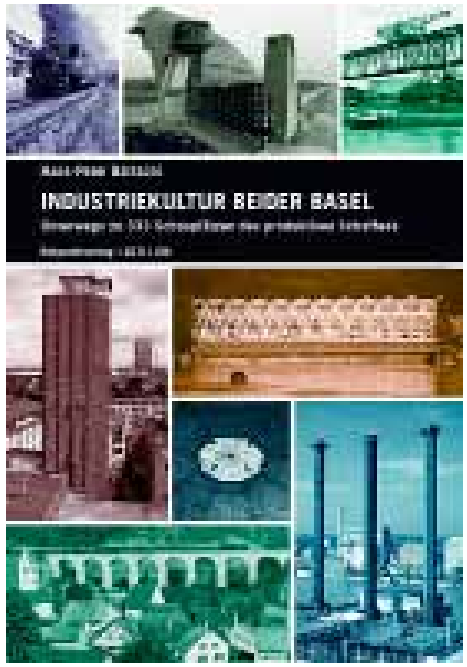
Der neue Kunstdenkmälerband ist da!

Nach vielen Jahren Arbeit konnte am 31. Oktober 2014 der Kunstdenkmälerband zum Bezirk Waldenburg der Öffentlichkeit übergeben werden. Frau Regierungsrätin S. Pegoraro würdigte das wissenschaftliche Werk zur Kulturgeschichte der 15 Gemeinden des Bezirks. Das neue Layout mit seinen zahlreichen Farbfotos und Kurztexten ist sehr lesefreundlich gestaltet und erhält ein gutes und grosses Echo. Das Werk steht in allen Bibliotheken, ist über den Buchhandel oder bei der GSK erhältlich. Seit Februar 2015 liegt das Werk auch als E-Book vor.

www.baselland.ch/Denkmalpflege

lautet die Adresse und führt auf die neu gestaltete Website der Baselbieter Denkmalpflege. Die Struktur ist ganz auf den Kunden ausgerichtet. Der Bauherr, die Architektin





Der *Waldbruder* in seiner Klause
Cover des Industriekulturführers
Architekt Fankhauser erklärt den Besucherinnen und Besuchern die sanierte Maschinenhalle

und der Heimatforscher kommen nun rasch zu den wichtigen und weiterführenden Informationen zum Bauen im Ortskern, zum Umgang mit Solaranlagen, zu Publikationen, zu den Zuständigkeiten innerhalb des Teams usw.

Hans Schmidt-Stiftung fördert das Malerhandwerk im Baselbiet

Die Hans Schmidt-Stiftung hat ihre Arbeit aufgenommen. Der Stifter legte fest, dass Malerarbeiten an historischen Gebäuden wie auch die Ausbildung von Malern finanziell unterstützt werden sollen. Der Stiftungsrat legte fest, einmalige Beiträge an Renovationen von schützenswerten Bauten zu sprechen. Zudem sollten Maler und Malerinnen, die im Baselbiet wohnen und/oder arbeiten und die Zusatzausbildung «Handwerk in der Denkmalpflege» machen möchten, ebenfalls einen einmaligen Beitrag erhalten. Die Stiftung Hans Schmidt ist domiziliert bei der Kantonalen Denkmalpflege. Neben dem Stiftungspräsidenten Hansjörg Meyer sind Andres Rohner (BUD Rechtsdienst) und Brigitte Frei-Heitz (BUD Kantonale Denkmalpflege) Mitglieder des Stiftungsrates.

Baselbieter Heimatschutz

Im Herbst 2014 hat zum ersten Mal ein ausführliches Gespräch zwischen dem Vorstand des Baselbieter Heimatschutzes und der Kantonalen Denkmalpflege stattgefunden. Themen waren die Einschätzung der aktuellen Situation im Bereich Pflege und Schutz des baukulturellen Erbes, konkrete Umbauprojekte sowie die Forderung nach Verdichtung. Vereinbart wurde ein regelmässiger Informationsaustausch.

Der Präsident der GSK überreicht Frau Regierungsrätin Pegoraro den Kunstdenkmälerband Bezirk Waldenburg

Wertvolle Unterstützung

Im Berichtsjahr wurde das Denkmalpflege-Team durch zwei Praktikantinnen unterstützt. Sibil Buschauer arbeitete Pendenzen im Bildarchiv auf und erstellte eine Dokumentation zum liturgischen Gerät im Bezirk Laufen. Die Resultate stellt sie im vorliegenden Jahresheft vor.
Elke Zeise bereitete als Architektin Grundlagen für die Bewilligung von Solaranlagen in Kernzonen auf und unterstützte die Ortsbildpflegerinnen bei der alltäglichen Beurteilung und Prüfung von Bauvorhaben. Beiden Fachfrauen danken wir herzlichen für den wertvollen Arbeitseinsatz.

Renovationen und Sanierungen von verschiedenen Bauten

Im Berichtsjahr sind mehrere Renovationen und Sanierungen abgeschlossen worden, dies betrifft unter anderem die Kirche in Kilchberg, das Wohnhaus Schmidt in Binningen, das Jundt-Huus in Gelterkinden (siehe Artikel ab Seite 11), den Sundgauerhof in Arlesheim (siehe Artikel ab Seite 44), einen Dachausbau an der Unterdorfstrasse in Lausen oder das Zivilkreisgericht an der Hauptstrasse in Sissach. Stellvertretend sei kurz die Sanierung der Orangerie in Unterbrüglingen vorgestellt: Die vermutlich nach Plänen von Melchior Berri 1856 erbaute Orangerie ist ein architektonisches Kleinod und bestimmt bis heute die Gartenanlage von Unterbrüglingen. Der ursprünglichen Nutzung beraubt, ist die Orangerie in den 1930er-Jahren, 1973 und 1995 saniert worden. Die damals ergriffenen Massnahmen haben aus heutiger Sicht zum Teil die Qualität der Räume eher beeinträchtigt. Mit dem Verzicht auf eine ganzjährige Nutzung ermöglichte die Christoph Merian Stiftung als Eigentümerin eine zurückhaltende, denkmalverträgliche Sanierung. Störende

Die Orangerie in Unterbrüglingen nach der Restaurierung

Elemente sind entfernt worden, die ursprüngliche Farbigkeit ist weitgehend wiederhergestellt, und für die neue Verglasung der Seitenflügel hat Marcel Scheible einen künstlerischen Entwurf umsetzen können. Die Orangerie kann nun im Sommerhalbjahr für kleinere Anlässe genutzt werden.

Korrigendum

Im Jahresheft 2013 ist fälschlicherweise berichtet worden, das Allschwiler Primarschulhaus an der Gartenstrasse werde aufgrund einer Volksabstimmung abgebrochen. Dies ist nicht richtig. Die Einwohner und Einwohnerinnen von Allschwil haben dem neuen Primarschulhaus auf dem Gartenhof zugestimmt. Ein Abbruch des alten Primarschulhauses stand nie zur Debatte. Wir bitten um Kenntnisnahme.

AUSBLICK

Teilrevision des Denkmal- und Heimatschutzgesetzes

Die im Jahr 2009 eingereichte Motion fordert eine generelle Überprüfung des Denkmal- und Heimatschutzgesetzes von 1998 und macht konkrete Vorschläge zur Neuformulierung oder Präzisierung einzelner Paragrafen. Der Regierungsrat legt nun die Resultate der Überarbeitung vor. Die Behandlung im Parlament ist auf die erste Jahreshälfte 2015 geplant. Sollte das Parlament mit einer Siebenachtelmehrheit zustimmen, ist keine Volksabstimmung notwendig.

Farbkultur im Baselbiet

Die Farbgebung von Bauten im Ortskern gibt immer wieder zu Diskussionen Anlass. Kräftigere und buntere Farben sind wieder in Mode und setzen sich ins Spannungsfeld zur traditionellen Farbgebung in unserer Hauslandschaft. Zusammen mit Fachleuten des Zürcher «Hauses der Farbe» sollen Farbanalysen in einzelnen Dörfern durchgeführt werden, deren Resultate u. a. in einen Leitfaden für Eigentümer und Behörden zum Thema Farbwahl aufgenommen werden.

Vorarbeiten zum fünften Band

Nach der Publikation des vierten Bands der *Kunstdenkmäler der Schweiz* zum Bezirk Waldenburg soll 2015 mit Vorarbeiten zum fünften und letzten Band über den Bezirk Laufen begonnen werden.

Jubiläum Ermitage

Am 28. Juni jährt sich zum 230. Mal die Eröffnung des ersten landschaftlichen Gartens in der Schweiz. Zu diesem Jubiläum veranstaltet die Stiftung Ermitage Arlesheim und Schloss Birseck verschiedene Anlässe am Wochenende vom 27. Juni 2015.

Die Hauptfassade des Jundt-Huus *vor* den Konservierungsarbeiten

2. ZUR RENOVATION DES JUNDT-HUUS IN GELTERKINDEN

Auftakt

Um eine über lange Zeit natürlich gealterte Fassade mit Patina zu besichtigen, die von vergangenen Tagen erzählt, muss man nicht zwingend in den Süden fliegen. Allerdings sind solche Exemplare in unseren Breitengraden selten, nur die wenigsten konnten sich dem günstigen Investitionsklima und der damit verbundenen regen Bautätigkeit sowie der Renovationsfreudigkeit des Schweizers mit Vorliebe für Sauberkeit und Ordnung widersetzen. Umso stolzer strahlt die alte und in ihrer Art einzigartige Fassade des Jundt-Huus, am Rand des historischen Dorfkerns von Gelterkinden beim «Rünenbergerbrüggli», mit ihren vielfältigen Farbnuancen und sanften Farbverläufen. Umfasst wird das Haus von Obstbäumen, einer Wiese, dem Eibach, einem Bauerngarten und dem grossen Mergelvorplatz, der die Hauptfassade wirkungsvoll in Erscheinung treten lässt.

Ausgangslage

Das um 1855 erbaute Haus mit Wohn- und Ökonomieteil wurde durch den im Jahr 1998 verstorbenen und kinderlosen Hermann Jundt testamentarisch der Stiftung Ortssammlung Gelterkinden (OSG) vermacht. Der im Volksmund genannte «Jundt-Männi» arbeitete lange Zeit als Betriebselektriker bei der Schuhfabrik Bally. Er war ein leidenschaftlicher Tüftler und lebte noch bis zu seinem Tod im Haus. Durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten auf den Gebieten Elektrotechnik und Mechanik hatte er so einige Geräte und Installationen hinterlassen, von denen heute einige im Industriemuseum Walden-

burgertal und einzelne Relikte noch im Haus zu sehen sind. Die Liegenschaft wurde in das Inventar schützenswerter Baudenkmäler aufgenommen und steht somit aussen wie innen unter Schutz. In einem ersten Schritt entschied sich die OSG, den Ökonomieteil umzubauen, der seit dem Jahr 2003 der Öffentlichkeit periodisch für Ausstellungen oder Veranstaltungen zur Verfügung steht. Der Wohnteil diente der Stiftung als Sitzungsraum und Archiv, blieb jedoch die meiste Zeit ungenutzt. Der Stiftungsrat hatte das Ziel, den Wohnteil wieder einer permanenten Nutzung zukommen zu lassen, was auch die zukünftige finanzielle Tragfähigkeit sichern sollte. Aufgrund einer Machbarkeitsstudie, die das Haus auf verschiedene Aspekte wie Nutzung, Vermietbarkeit, Gebäudehülle, Bauphysik und Schutzwürdigkeit usw. hinterfragte, kam der Stiftungsrat zum Schluss, den Wohnteil wieder seiner ursprünglichen Wohnnutzung zuzuführen. Nach einem kleinen Auswahlverfahren beauftragte die OSG das lokale Büro Raumformat aus Gelterkinden mit der Projektierung und Ausführung für den Umbau des Wohnteils zu einer Einpartei-Mietwohnung.

Massnahmen

Um einer Wohnnutzung und den heutigen Anforderungen gerecht zu werden, waren im Wesentlichen drei Massnahmen notwendig: die energetische Verbesserung der Gebäudehülle, die Erneuerung der haustechnischen Installationen sowie der Einbau von Nasszellen. Die Wärmedämmung wurde durch den Einbau eines mit Zellulose ausgeflockten Dachgeschossbodens und dem Einbau neuer Holzvorfenster mit Zweifach-Isolierverglasung erreicht, deren Gliederung und schlanke Profilstärken den ehemaligen Vorfenstern entsprechen. Was die haustechnischen Installationen betrifft, mussten die Sanitär-

Ein Relikt des «Tüftlers»: die in die Aussenwand integrierte Lautsprecheranlage
Das Eckzimmer im OG mit neuen Tapeten und Säulenradiatoren

installationen ersetzt, die Elektroinstallationen angepasst und die Wärmeverteilung neu eingeführt werden. Die Elektroleitungen wurden innerhalb der bestehenden Aufputz-Rohre neu verkabelt. Wo nötig, wurden die Leitungen mit handwerklichem Geschick gemäss dem Bestand ergänzt. Dazu wurden die alten Metallrohre aus dem Dachstuhl verwendet, die «Jundt-Männi» fein säuberlich geordnet hinterlassen hat. Die Wärmeverteilung erfolgte Aufputz über geschweisste Kupferleitungen und klassische Säulenradiatoren aus Stahl, die sich in ihrer Art gut in den Bestand einfügen. Durch die horizontale Leitungsverteilung im neuen Dachgeschossboden konnten die Leitungswege minimiert werden. Die sichtbaren Heiz- und Elektroleitungen wurden in der jeweiligen Hintergrundfarbe gestrichen bzw. gespritzt und nehmen sich somit optisch angenehm zurück.

Lösungsansätze

Es war eine grosse Herausforderung, die oben erwähnten Massnahmen umzusetzen und gleichzeitig die Bausubstanz sowie den Charakter des Hauses zu erhalten. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden mit der Konservierung, der Renovation und dem Umbau parallel drei Strategien verfolgt. Die Gebäudehülle mit der einzigartigen Fassade wurde instand gestellt und konserviert. Das Innenleben im Erd- und Obergeschoss wurde durch eine umfängliche Renovation der Oberflächen aufgefrischt. Besondere Bauteile wie Kachelöfen, Metallherde, Holzmalereien oder Elektro-Relikte wurden instand gestellt, gereinigt und wo nötig durch den Restaurator retuschiert. Die Umbaumassnahmen beschränkten sich auf den hinteren Gebäudeteil, in dem die Nasszellen und die Küche realisiert wurden. Um den Aspekten des Denkmalschutzes, der Vermietbarkeit, aber vor allem dem Haus selbst gerecht zu werden, wurde mit gezielten und qualitativ hochstehenden Eingriffen gearbeitet. Bei der Materialwahl und der Detailausgestaltung wurde darauf geachtet, dass Alt und Neu miteinander «im Dialog» stehen, indem sie sich teilweise kontrastieren, aber auch ergänzen und so zusammen ein «stimmiges Ganzes» ergeben.

Gebäudehülle

Der Wohn- und der Ökonomieteil, unter dem gerade durchlaufenden First und dem einheitlichen Verputz, bilden eine Einheit, die es in seiner Gesamtheit zu betrachten galt. Die Dachhaut mit den von Hand gezogenen Biberschwanzziegeln und den untergeschobenen Holzschindeln wurde auf die Dichtigkeit geprüft, wo nötig neu «beschindelt», und die maroden Ziegel wurden ausgewechselt. Der Dachstuhl blieb weiterhin unbeheizt und stetig durchlüftet. Dies kommt nicht nur der Langlebigkeit des Holzes zugute, sondern legt auch den Blick auf die gesamte Dachstuhlkonstruktion und die Untersicht des geschindelten Ziegeldachs frei, das von innen auch auf Schäden kontrolliert und

Vorbereitung für die örtliche Instandstellung eines Risses beim Sturzauflager vom Scheunentor
Die Fensterläden stehen bereit zur Reinigung

gewartet werden kann. Die sanften gelbgrünlichen Farbtöne der Fassade harmonisieren mit der natürlichen Farbgebung der Sandsteingewände sowie dem warmen Kalkputz und bilden ein vielfältiges Fassadenbild mit einer besonderen Ästhetik, das es in dieser Art zu erhalten galt. Putzabplatzungen und Risse wurden örtlich vorsichtig abgeklopft und mit einem Kalkputz ergänzt. Die Fassade wurde von Schmutz gereinigt, und die noch vorhandenen Farbpigmente wurden durch eine farblose Lasur gebunden und konserviert. Mit feinen Farbkaschierungen durch den Restaurator wurde das Fassadenbild anschliessend wieder vereinheitlicht. Die Instandstellung der Natursteingewände erfolgte vorwiegend mit mineralischem Reprofilierungs-Mörtel und vereinzelt mit dem Einbau von neuen Teilstücken aus Sandstein. Die neuen Holzvorfenster wurden innerhalb der Steingewände montiert. Mit dieser Massnahme konnten im Innenraum die originalen Fenster und sämtliche Anschlüsse an die Holzverkleidung erhalten bleiben. Während die neuen Vorfenster, in Anlehnung an die alten, hellgrau gestrichen wurden, genügte bei den Fensterläden lediglich eine Reinigung und Nachbehandlung mit Öl. Die prominente Eingangstreppe wurde aufgrund des fehlenden Fundaments und der damit verbundenen Absenkung komplett zurückgebaut. Auf einem neuen Unterbau mit Fundament wurden die einzelnen Treppentritte wieder aufgebaut und instand gestellt.

Die vorsichtig zurückgebaute, vor Ort deponierte Natursteintreppe wartet auf den Unterbau mit Fundament

Innenraum

Der Wohnteil wird durch die mittlere breite Tragwand aus Bruchstein in zwei Teile gegliedert. Im vorderen Teil (in Richtung Bauerngarten) befanden sich die Wohnstuben. Im etwas kleineren hinteren Teil (in Richtung Hof) lagen die Schlafräume und die Kochstelle bzw. der Arbeitsbereich, von dem aus der Metallherd und der grosse Backofen befeuert wurden, der in den Wohnräumen als Wärmespeicher diente. Der Metallherd ist thermisch mit der «Sitz-Chouscht» verbunden und hat ein integriertes «Wasserschiff», das der Warmwassererzeugung diente. Im vorderen Teil wurden sämtliche Oberflächen renoviert. Die Holzverkleidungen wurden angeschliffen und neu gestrichen. Der neue Anstrich orientierte sich entweder am bestehenden Farbton oder der neuen Tapete. Bei den alten Tapeten zeigte sich nach Reinigungsproben, dass die Summe der Beschädigungen (mechanische Beschädigungen sowie Einwirkungen durch Sonne und Feuchtigkeit) und der damit verbundene Aufwand für eine Sanierung zu gross und somit nicht gerechtfertigt gewesen wäre. Es wurde die Variante der «unsichtbaren Konservierung» gewählt, bei der die originalen Tapeten gereinigt, neu fixiert und anschliessend mit einem reversiblen Zwischenpapier geschützt wurden. Das Thema der Tapeten wurde wieder aufgenommen, indem auf den gleichen Flächen, mit auf dem heutigen Markt verfügbaren Tapeten, neu tapeziert wurde. Die in ihrer Art, Farbe und Muster unterschiedlichen Tapeten geben zusammen mit der abgestimmten Farbigkeit der Holzteile jedem einzelnen Raum einen eigenen Charakter und eine besondere Stimmung. Die alten Holzböden wurden sorgfältig durch das Ersetzen einzelner Holzbretter und das Einsetzen von Holzspänen in den Fugen instand gestellt, abgeschliffen und neu geölt. Die einzelnen baulichen Eingriffe erfolgten auf sehr konventionelle und handwerkliche Art und Weise. Die Umbaumassnahmen wurden zeitgemäss ausgeführt. Die haustechnischen Installationen und Leitungen wurden unsichtbar in die neuen Gipswände und -decken integriert, die mit einem feinen Glattstrich verputzt und weiss gestrichen wurden.

Materialien und Details

Mit dem Liesberger Kalkstein wurde ein natürliches und robustes Material gewählt, das der Nutzung des hinteren Teils (Arbeiten mit Feuer und Wasser) entspricht. Der durchgehende Boden mit den grossen und wild verlegten Platten bindet die Räume zusammen und passt mit dem warmen Beigeton gut zum Bestand. Die dunkelgraue Metallküche mit der ebenso dunklen Arbeitsfläche aus Granit erscheinen zusammen als eine homogene Skulptur, die sich als neues und eigenständiges Element in den Raum einschiebt und vom Bestand emanzipiert. Aufgrund ihrer Farbe und Materialität nimmt sie jedoch den Dialog mit den ehemaligen Kochstellen bzw. den ebenso dunkelgrauen Metallherden auf. Die Wandflächen der Sanitärräume und der Küche wurden bis auf die Höhe der Hochschränke, die auch der Oberkante der Türen entspricht, mit einem hellbeigen Feinsteinzeug-

Die Wohnstube im Erdgeschoss mit dem gekachelten Wärmespeicherofen und der «Sitz-Chouscht»
Ehemaliges Schlafzimmer im hinteren Gebäudeteil mit Blick auf den alten Herd und den Kaminstrang
Der Metallherd im OG mit Pfanneneinsätzen und Wasserschiff, rechts daneben die Klappe zum Backofen

Südfassade nach den vollendeten Bau- und Konservierungsarbeiten

Mosaik bekleidet, das sich wie ein sichtbares Nivellement durch die Räume zieht. Ein Detail, das die Schlüsselstelle zwischen Alt und Neu thematisiert, ist zum Beispiel die Schiebetüre im Erdgeschoss, die sich auf der einen Seite elegant vollflächig in die neu erstellte Wandnische schieben lässt und sich auf der anderen Seite, mittels eines krumm geschnittenen Türblatts, den Konturen der alten Tragwand anpasst.

Schluss

Mittlerweile haben sich hinter den alten Bruchsteinmauern vom Gewölbekeller bis unter das grosse Ziegeldach wieder verschiedenste Nutzer und Nutzerinnen eingemietet, die dem Haus Leben einhauchen. Durch die Renovations- und Umbaumassnahmen ist es gelungen, das Anwesen den heutigen Anforderungen anzupassen und gleichzeitig dessen Charakter zu erhalten. Die Grundlage dafür legte der verstorbene «Jundt-Männi», der damals die Stiftung OSG als Universalerbin einsetzte. Die Planung und Ausführung ist ein Gemeinschaftswerk einer umsichtigen Eigentümerin, einer aktiven Denkmalpflege, von sorgsamen Planern sowie lokalen Unternehmen und Handwerkern, die ein breites Fachwissen sowie gekonntes Handwerk eingebracht haben. Es ist besonders erfreulich, dass auch die Stiftung weiterhin in «ihrem Haus» anwesend ist. Im Dachstuhl wurde, mittels einer von der Konstruktion losgelösten und gedämmten Mansarde, ein Archivraum realisiert, in dem die OSG ihre Sammlung unterzubringen vermag und gleichzeitig ihre Besprechungen abhalten kann. Mögen diese Besprechungen dazu beitragen, dass das Jundt-Huus auch den zukünftigen Generationen als lebendiges Zeitzeugnis erhalten bleibt.

3. LITURGISCHES KIRCHENGERÄT IM BEZIRK LAUFEN – EINE DOKUMENTATION

Gegenstand und Ziel

Im Berichtsjahr wurde mit einem Inventar ein Überblick über das liturgische Kirchengerät im Bezirk Laufen ermöglicht. Hintergrund ist die anstehende Planung des fünften und letzten Bands zum Kanton Basel-Land in der Reihe *Kunstdenkmäler der Schweiz*. Dazu soll das vorliegende Ergebnis als Grundlage für eine kunsthistorisch relevante Auswahl und Bearbeitung dienen. Das erfasste Anschauungsmaterial kann aber auch anderweitigen Projekten zur Verfügung stehen.

Die GSK als Herausgeberin der Publikation definiert ihre Reihe als umfassende Darstellung der Schweizer Baudenkmäler und deren Ausstattung. Die mobile Ausstattung im sakralen Kontext umfasst das Kirchengerät, das sich für die liturgischen Zeremonien in Gegenwart und Vergangenheit in den Pfarreien befindet. Es handelt sich dabei um

Messgeschirr und weitere Kultgegenstände (zum Beispiel Altarkreuze) sowie um Paramente (Bekleidung der Zelebranten sowie in liturgischen Handlungen verwendete Textilien). Ziel war es, dieses spezifische sakrale Kulturgut im Bezirk Laufen auf Datenblättern mit Abbildung aller Objekte jeweils in einem Dossier pro Kirchgemeinde umfassend darzustellen. Weder Gebrauchs- oder Materialwert noch eine kunsthistorische Bewertung stellten dabei ein Auswahlkriterium dar. Im Sinne einer Auslegeordnung sollten Übersicht und Erkennbarkeit der Gegenstände im Vordergrund stehen. Für den genannten Bedarf liegt nun jeder Einzelbestand als elektronisch wie physisch abgelegtes Dossier der Kantonalen Denkmalpflege vor.

Voraussetzungen und Rahmenbedingungen

Der politische Bezirk Laufen umfasst die 13 Gemeinden Blauen, Brislach, Burg i. L., Dittingen, Duggingen, Grellingen, Laufen, Liesberg, Nenzlingen, Roggenburg, Röschenz, Wahlen und Zwingen. Mit jeweils mehr als einer Kirche in Grellingen, Laufen und Liesberg ergibt sich gesamthaft ein Korpus von 18 Bestandeseinheiten mit insgesamt über 700 Einzelstücken. Den grössten Teil besitzen die jeweiligen katholischen Kirchgemeinden, wogegen die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Laufental mit ihren zwei Kirchen in Laufen und Grellingen einen kleinen Anteil hat. Dazu kommen die christkatholische Kirchgemeinde mit ihrer bis 1917 römisch-katholischen St.-Katharinenkirche in Laufen und die Spitalkapelle St. Josef gleichenorts, die sich im Besitz einer Stiftung befindet. Die weiteren diversen Kapellen im Bezirk sind in ihrer Ausstattung für den gegebenen Inventarisierungsrahmen nicht relevant, da in keiner reguläre Messfeiern stattfinden oder liturgisches Kirchengerät aufbewahrt wird. Einzelne sakrale Objekte aus dem Bezirk Laufen sind in Museen abgewandert. Der Vollständigkeit halber werden solche jeweils in einem Anhang zum entsprechenden Kirchendossier aufgeführt.

Die Erfassungsstruktur stützt sich massgeblich auf Arbeitsmaterialien und Vorlagen des eidgenössischen Kulturgüterschutzes. Die Objektinventarblätter geben Auskunft über Bezeichnung, Standort, Grösse und Zustand, wobei die dazugehörige Abbildung für die anschauliche Darstellung entscheidend ist. Wo bekannt oder ermittelt, enthalten sie darüber hinaus Angaben zur Herstellung und zum Entstehungszeitraum; ferner sind allfällige Stempel, Meistermarken und Inschriften berücksichtigt, gegebenenfalls auch Literaturhinweise. Mangels Referenzen erwies sich eine historische Abgrenzung in der Mitte des 20. Jahrhunderts als nicht durchsetzbar. Dadurch ist auch der neuere Bestand dokumentiert; unberücksichtigt blieben nur Anschaffungen aus jüngster Zeit sowie die letzte Generation zeitgenössischer Messgewänder.

Die Sichtung und Aufnahme der Gegenstände fand in der Regel vor Ort statt, hilfreich unterstützt durch die Zuständigen aus Kirchenrat, Sakristei oder Pfarramt. Zwei Gemeinden haben freundlicherweise bestehendes Material zur Verfügung gestellt: Burg im

Leimental verfügt bereits seit 2001 über ein umfassendes Inventar.[1] Und im Fall der katholischen Kirche Blauen stammen die Abbildungen aus einer aktuellen Fotodokumentation der Kirchgemeinde St. Martin. Informationen über Objekte in Museumsbesitz beruhen auf mündlichen Angaben oder Unterlagen aus den jeweiligen Museen.

Objektgruppen

Rund 60 verschiedene Kategorien von Geschirr, Gerät und Paramenten sind im Bezirk Laufen vertreten. Aufgrund der Bedeutung der Eucharistie gehören Kelch und Patene (Hostienteller), Hostienschale, Messkännchen für Wasser und Wein, Ziborium, Kustodia und Monstranz zum Kernbestand in der römisch-katholischen Liturgie. Das Geschirr für die sakramentalen Gaben in Form von Brot und Wein prägt die Repräsentation eines Kirchenschatzes ganz wesentlich. Die liturgischen Bestimmungen erfordern, dass die mit den eucharistisch geweihten Elementen in Berührung kommenden Behältnisse aus edlem Metall oder zumindest innen vergoldet sind. Im Ziborium, einem kelchartigen Gefäss mit Deckel, werden die konsekrierten Hostien für die Kommunion ausserhalb der Messe im Tabernakel aufbewahrt. Analog dient die Kustodia zur Aufbewahrung der konsekrierten Zelebrationshostie.[2] Der hohe sakramentale Stellenwert begründet auch den Anspruch an die würdige und kunstvolle Gestaltung der entsprechenden Gefässe. Besondere Ehrerbietung zeigt sich in der Interpretation der Sakramentsmonstranz als Schaugehäuse für die feierliche Aussetzung der konsekrierten Zelebrationshostie.

Die liturgischen Anforderungen bestimmen auch die Utensilien für geistliche Hausbesuche. Die Versehgarnituren zeichnen sich durch handliche und kleine Ausführung aus. Zum sakramentalen Versehgerät gehören insbesondere das heilige Öl für die Krankensalbung

In der Mitte die Turmmonstranz von Duggingen, historisierend im gotischen Stil, links Strahlenmonstranz von 1801 (Duggingen), rechts Strahlenmonstranz aus dem 20. Jahrhundert (Wahlen)

und die Dose (Pyxis oder Krankenpatene), um geweihte Hostien für die Krankenkommunion mitzunehmen. Ein Versehkreuz in Dittingen beeindruckt in seiner funktionellen und handwerklichen Ausführung, weil es mittels zweier Hohlräume – im Kreuzzentrum und im Sockel – gleich beide Gefässe harmonisch integriert.

Viele weitere Gegenstände dienen der Ausstattung für rituelle Handlungen: Weihrauchfässchen und -schiffchen, Altarschelle und Gong, Weihwasserkessel, Kruzifix, Karfreitags- und Vortragekreuz, Taufgeschirr sowie verschiedenste Leuchter (vom Altarleuchter bis zum Osterkerzenständer). Manchenorts befinden sich nicht mehr verwendete Karfreitagsklappern, Andachtsfiguren und Prozessionsgeräte.

Ein besonderes Verehrungsrelikt stellen Reliquien dar. Auch ein halbes Jahrhundert nach der kirchlichen Relativierung ihres Stellenwerts werden in drei Viertel der katholischen Kirchen Reliquiare aufbewahrt. Es sind Schaugeräte in Monstranz- oder Kreuzform, die in ihrem Zentrum eingelegt eine Reliquie (Knochen oder Holz) präsentieren. Andere Formen (Pyramide, Figur oder Tafel) sind im Bezirk Laufen selten. Diese unterschiedlichen Reliquienkreuze und -monstranzen werden nach ihrer Funktion als Wettersegen bezeichnet. Der Name bezieht sich auf die Erteilung des Segens für die Ernte und die Bitte um Verschonung vor Naturkatastrophen.[3]

Durch das Alter gewisser Kirchen oder durch Übernahmen aus Vorgängerkirchen (wie zum Beispiel in Zwingen), Hinterlassenschaften von Pfarrern und Neuzugänge sind im Lauf der Zeit vielerorts mehrere Generationen von Gegenständen zusammengekommen. Im bauzeitlichen Stil einheitlich ausgestattet ist nur die Kapelle in Laufen, die an das 1953 fertiggestellte Spital angebaut wurde.

Kleines Versehkreuz als Behältnis zur Mitnahme von Hostien und Oleum Infirmorum (o. J.) (Dittingen)
Wettersegen in Form einer bekrönten Reliquienmonstranz: in der Mitte die Schaukapsel mit silbernem Kreuz, in dessen Zentrum wiederum ein ovales Glasmedaillon mit einem winzigen Reliquienkreuz (Laufen)

Besonderheiten unter den Paramenten

Die Paramente zeigen grundsätzlich ein ähnlich gemischtes Bild ihrer Bestände, wobei der Aufwand zur Erhaltung von Textilien dazu beitragen dürfte, dass nicht mehr brauchbare Stücke schneller ausrangiert werden. Dennoch sind einige Sammlungen vorhanden, insbesondere von nicht mehr verwendeten Messgewändern und Chormänteln. Besonders erwähnenswert ist der gut erhaltene Bestand an Bassgeigenkaseln und Chormänteln aus vorkonziliarischer Zeit in Brislach, die ihre sorgsame Aufbewahrung der langjährigen Umsicht der betreuenden Person verdanken. Zwei Beispiele aus der stattlichen Anzahl veranschaulichen die vormals kostbare und feierliche Ausgestaltung der liturgischen Funktion.

Dokumentiert wurden die liturgischen Gewänder und die Paramente für das eucharistische Kultgeschirr. Zu diesen gehören das Velum (ein kleines oder grosses Tuch in der liturgischen Tagesfarbe zur Verhüllung des Kelches, des Ziboriums, oder um die Monstranz ohne direkte Berührung zu halten), die Palla (ein verstärktes Leinenquadrat zur Abdeckung des Kelches) und die Bursa (eine flache Stofftasche, in der das Korporale[4] aufbewahrt wird). Die Bursa wurde in vorkonziliarischer Zeit in der jeweiligen liturgischen Farbe und passend zur Kasel gewählt und war beim Einzug zur heiligen Messe sichtbar. In Dittingen haben sich über ein Dutzend Exemplare davon erhalten.

Ferner findet sich hier und dort eingelagertes Prozessionsgerät, bestehend aus Tragestangen, Zierteilen, Laternen und normalerweise einem verzierten Baldachin, das wegen des selten gewordenen Brauchs nicht mehr instand gehalten wird. Als ein beachtenswertes Gegenbeispiel sei hier der Fronleichnamshimmel aus dem 19. Jahrhundert in

Chormantel für Beerdigungen, Rückenansicht mit reich verziertem Schild (Brislach)
Pfingstkasel mit Stola, Rückenansicht (Brislach)

Brislach erwähnt, der sich nach aufwendiger Restauration im Vorjahr wieder als textile Kostbarkeit präsentiert.
Eine weitere Besonderheit sind zwei Fahnen aus dem 18. Jahrhundert in stark zerschlissenem Zustand, die aus der St.-Katharinenkirche stammen und im Depot des Museums Laufen lagern: Eine Totenfahne zeigt ein Skelett mit Sarg («Heute mir, Morgens dir») und auf der anderen Seite unten die Sünder im Fegefeuer, oben Jesus und Maria mit Engeln im Himmel. Die zweite Prozessionsfahne stellt den heiligen Martin mit dem Bettler dar und rückseitig den heiligen Fridolin an der Seite von Ursus als Gerippe.

Zugeordnete Goldschmiedearbeiten

Die meisten Arbeiten lassen sich keiner Werkstatt zuordnen und nicht datieren, da sie nicht durch Marken und Beschauzeichen gekennzeichnet sind. Und wenn vorhanden, sind die oft winzigen und abgeriebenen Punzen nicht immer klar zu erkennen, oder sie benötigen zur Identifizierung aufwendige Literaturrecherchen und Vergleiche. Ein sich in Laufen befindliches Ziborium ist in dieser Hinsicht bereits gut dokumentiert, weil sein Meisterzeichen in der Literatur als dasjenige von Hans Jakob Rothpletz aus dem 17. Jahr-

Bestickte Palla (Brislach)

Kelch aus Basel von Johann Adam II Fechter (1649–1718)
Kustodia von Isabella Sidler-Winterhalter, deren äusserst schlichte Form das Profil der blutroten Emaillierung unterstreicht (Brislach)
Kelch von Meinrad Burch (Zürich, 1952)

hundert bekannt ist; in seinem Beschauzeichen lässt sich ergänzend dazu spiegelbildlich das Wappen von Guebwiller erkennen.
Ein weiteres Werk in Laufen ist eine Patene mit Meistermarke und Beschauzeichen, die sich dem Goldschmied Philippe Koenig in Strassburg zuweisen und dank Jahresstempel (der sogenannten lettre-date für das Jahr 1776) auch datieren lässt. Der zur Patene gehörige Kelch ist selber allerdings ohne Zeichen; daher lässt sich dieselbe Herkunft für ihn nur stilistisch vermuten. Eine weitere Patene mit Meistermarke des Strassburger Auguste Laroche befindet sich in Wahlen und lässt sich etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts datieren. Ein schlichter Kelch von Johann Adam II Fechter schliesslich befindet sich ebenfalls in Wahlen[5].
Im 20. Jahrhundert gelangen prägnante Arbeiten mit klarer Gestaltungslinie ins Laufental, unter anderen ein Kelch mit Patene vom Basler Alexander Schaffner nach Laufen (1960er-Jahre), ein Kelch mit Patene vom Toggenburger Silberschmied und Künstler Paul Stillhardt (1921–1996) nach Roggenburg und eine Kustodia von der Basler Goldschmiedin Isabella Sidler-Winterhalder nach Brislach[6].
Meinrad Burch gilt im Bereich des liturgischen Kultgerätes als wegweisender Erneuerer. 1951 erhielt Burch den goldenen Ehrenring der Goldschmiedekunst und damit die höchste internationale Auszeichnung für einen Goldschmied. Auch von ihm finden sich zwei Kelche in Laufen, datiert 1952 und 1931, beide mit einer emaillierten Cuppa. Daneben begegnet man mehrmals den Marken bekannter Hersteller von Sakralkunst im 20. Jahrhundert (zum Beispiel der früheren Goldschmiede Ruckli in Luzern, Lehrbetrieb von Meinrad Burch, und Ars et Aurum in Wil).

Kulturelle Substanz

Ein Werk in den Mittelpunkt zu setzen und zu betrachten, verleiht ihm historisches Potenzial. Seine Werte sind nicht mehr selbstverständlich aus der Verwendung heraus gegeben. Es geht neue Beziehungen ein, indem sich sein Kontext ausdehnt und verändert. Dahingehend lässt sich aus dem *NIKE-Bulletin* (4/2014) zitieren: «Inventare sind die Basis für fast jede Art der Inwertsetzung historischer Substanz.»
Die Sichtung der rund 700 Objekte erlaubt zum Beispiel einen regionalen Gang durch transnationale Stilentwicklung. Wo die Herkunft religiöser Kultgegenstände bekannt ist, zeigen sich Handelskontakte und Einfluss der Hersteller. Zwischen Frankreich und der Innerschweiz treffen im Bezirk Laufen Werkstätten und Stilausprägungen der Zeit aufeinander. Und auch Basler Kunstgewerbe ist im liturgischen Kirchengeschirr immer wieder präsent.
Den Beteiligten in den verschiedenen Gemeinden sei an dieser Stelle für ihren Einsatz herzlich gedankt.

4. YOU DON'T NEED A HORSE TO FILL A BARN – CARPORTS UND ALTERNATIVEN

Vier hölzerne Pfosten auf rostfreien, im Fundament vergossenen Pfostenankern, dazwischen aufgespannt 20 Quadratmeter Pflästerung, acht aussteifende Knaggen unter dem Flachdachdeckel, hölzerne Haupt- und Querträger als Deckenkonstruktion, Dachaufbau aus Seekiefer-Mehrschichtplatte, in der Untersicht sichtbar belassen, Kautschukfolie mit Granulat für die extensive Begrünung, Dachrandausbildung mit Stirnbrettern und Blechabdeckung mit Tropfkantenprofil, kupfernes Regenfallrohr mit gebogenem Auslauf, entlang eines Pfostens geführt.

Carport

Sie haben ihn vor Augen? Wie hier exemplarisch in einer der häufigsten Ausführungen beschrieben, ist der Carport eine alltägliche Erscheinung im ländlichen wie suburbanen Siedlungsraum. In geschützten Dorfkernen jedoch ist er ein Fremdkörper.
Seiner Verbreitung liegt das berechtigte Interesse von Autobesitzern zugrunde, auf dem eigenen Grundstück eine möglichst ökonomische Lösung zu finden, eine Sparversion der Garage, für mehr Bequemlichkeit beim Ein- und Aussteigen und beim Be- und Entladen des Autos, wenn es regnet, Schnee liegt oder Frost herrscht.
In der Summe der individuellen Interessen entstehen für die Dorfgemeinschaft im von ihr geschaffenen Ortsbild jedoch Objekte, die sich durch ihre ortsfremde Typologie und meist geringe architektonische Qualität deutlich von den traditionellen Bauten unterscheiden. Denn Carports sind offene Strukturen, denen, selbst wenn Material und Konstruktionsweise herkömmlich sind, etwas Wesentliches zum Gebäude fehlt: die Hülle.
Hüllen spielen im historischen Ortsbild des Bauerndorfs eine tragende Rolle: Neben den hell verputzten steinernen Wänden der Wohnhäuser, der Ställe und Tenngiebel sind es die grossflächigen Dächer und Brettverkleidungen von Lauben, Ökonomiebauten und Schöpfen, die das Dorfbild prägen. Beide, Ziegelflächen und Holzflächen, bestehen aus einer lediglich 2 Zentimeter dünnen Materialschicht, die auf kräftig dimensionierten Zimmermannskonstruktionen aus Tannen- oder Eichenholz aufgebracht ist. Die Hüllen haben selbst keinerlei Dämmfunktion, erst mit dem durch sie umschlossenen Luftraum wird eine Dämmwirkung erzielt. Sie bieten vor allem den notwendigen Regen-, Wind- und Sichtschutz. Die vertikalen Flächen der Verbretterungen und Lattungen garantieren durch den hohen Fugenanteil eine konstante Durchlüftung des Innenraums. Die ziegelgedeckten Schrägdächer bilden eine zwar luftdurchlässige, aber regendichte Dachhaut, da die Neigung der Dachziegel das Wasser schneller ablaufen als in das poröse Tonmaterial einsickern lässt.

Der heutige Standard-Carport: eine unverhüllte Zimmermannskonstruktion, vor dem Wohnhaus abgestellt, formal davon völlig unabhängig – das Gegenteil zur ursprünglichen Idee des Carports als – auch gestalterisch – bescheidene Alternative zur Garage
Diese alten Schöpfe verwahren Autos so gut wie anderes Lagergut

Die Verhüllung lässt kein Bauteil aus. Da die Überdachung der beste konstruktive Holzschutz ist, sind alle Volumen und Bauteile überdeckt. Und da alles Lagergut im landwirtschaftlichen Betrieb wertvoll ist und geschützt werden muss, sind alle Strukturen umschlossen. Im Ergebnis entstehen gerade durch die Verhüllungen die für Baselbieter Bauerndörfer charakteristischen einfachen, geschlossenen Volumen, die grossflächigen, oft zierreichen Holzflächen und die riesigen, prägnanten Dächer.
Gehen wir zurück zum Carport, der blosse Struktur, also im Sinn der ortstypischen Bauweise, ein Rohbau, ein unfertiges Gebäude ist. Verhüllt man ihn mit einer Lattung, ergänzt ihn um ein Tor und ersetzt man den Flachdachdeckel durch eine Schrägdachkonstruktion mit dünner Dachhaut, verwandelt sich der Carport in einen Autoschopf.

Schopf

Im Vergleich zum Carport bietet der Autoschopf dem Autobesitzer erhebliche Zusatznutzen: besseren Witterungsschutz, Schutz vor Beschädigung und Diebstahl, Nichteinsehbarkeit, Hängeflächen für Autozubehör und Gerätschaften, eventuell zusätzliche Lagerflächen auf dem Zwischenboden unter dem Dach.
Auch für das Ortsbild ist der Autoschopf ein Gewinn, denn gerade die typischen Schopfbauten verschwinden nach und nach von der Ortsbildfläche. Sie sind aufgrund ihrer einfachen Bauweise meist ohne Substanzwert und unterliegen keinem Schutz. Als wichtiges Element der dörflichen Bebauung sind sie jedoch von historischer Relevanz und noch immer beispielhaft als Methode, Gerätschaften und Material aller Art auf einfache Weise zu versorgen.
Es stellt sich die Frage, warum die vorteilhafte Lösung «Autoschopf», die sowohl den privaten wie den öffentlichen Interessen gerecht wird, den Carport nicht unattraktiv erscheinen lässt.
Einer der Gründe ist in der geltenden Gesetzgebung zu finden: Gemäss kantonalem Raumplanungs- und Baugesetz (RBG) sowie der Verordnung zum Raumplanungs- und Baugesetz (RBV) gelten für (allseits offene) Carports und Garagen (umschlossen, mit Tor) unterschiedliche Regelungen bezüglich deren gefordertem Abstand zur Strasse.[7,8]
So müssen Garagen mit direkter Ausfahrt auf die Strasse mindestens 5 Meter hinter der Strassenlinie liegen, damit davor geparkt werden kann, um das Garagentor zu öffnen. Im Hintergrund steht dabei die Sorge um die Sicherheit der anderen Verkehrsteilnehmer. Allseits offene Carports dagegen können bis an die Baulinie, also näher an die Strasse herangebaut werden, da kein Halt notwendig ist, um in den offenen Carport hineinzufahren. Konkret bedeutet dies für Eigentümer, dass dieser weiter weg vom Haus platziert werden kann und damit mehr private Fläche verbleibt zwischen Haus und Strasse – ein nicht zu unterschätzendes Argument.

Das RBG datiert aus dem Jahr 1998. Inzwischen werden Garagentore zunehmend per Fernbedienung aus dem Auto heraus geöffnet, sodass auch bei geschlossenen Garagen ein Halt davor nicht mehr nötig ist.

2009 wurde durch einen Baselbieter Landrat eine Motion eingereicht, mit dem Ziel, RBG und RBV anzupassen und die strenge 5-Meter-Abstandsregelung für Garagen zu lockern.[9] Die Regierung hatte eine entsprechende Vorlage ausgearbeitet und überwiesen. Letztlich scheiterte die Vorlage wegen Sicherheitsbedenken sowie der eingeschätzten Marginaliät des Problems an der vorbereitenden Kommission des Landrats. Aus Sicht der Ortsbildpflege ist dies bedauerlich, für den Schutz der Baselbieter Dorfbilder wäre die Gesetzesänderung eine grosse Hilfe gewesen. So bleibt als rechtliches Instrument §113, Absatz 33,[10] für Ausnahmefälle und in allen anderen Fällen Überzeugungsarbeit.

Ein weiterer Grund für die Bevorzugung des Carports gegenüber dem Autoschopf mag in dem Bedürfnis von Eigentümern und Planenden liegen, Zeichen des Wandels und der heutigen Zeit zu setzen in einem historisch geprägten Umfeld. Bauerndörfer sind eben keine Bauerndörfer mehr. Sie haben sich innerhalb der letzten Jahrzehnte kontinuierlich zu Wohn- und Schlafdörfern gewandelt. Da das tägliche Leben und vor allem das Arbeiten längst auch ausserhalb des Dorfs stattfindet, braucht man ein Auto, um mobil zu sein,

Verhüllung ja, aber so? Ein traditionell mit Brettern verhülltes Volumen, ein «Autoschopf» (s. a. Gebäude im Hintergrund), ist aus zonenrechtlichen Gründen in dieser Gemeinde in der Kernzone nicht möglich: «Nicht gestattet sind … freistehende oder angebaute Garagen» (§24 ZRS). Ein flachdachgedeckter Carport (allseits offen) ist jedoch regelementskonform. Die nachträglich ergänzte Vorhanglösung – bestenfalls eine innovative Auslegung des Zonenreglements, ist im Ergebnis jedoch ein kurioser, unschöner Blickfang vor dem ansonsten ortstypischen Gebäudeensemble der Kernzone

und einen Ort, möglichst nahe am Haus, um es abzustellen. Wird der Carport gerade wegen seiner Artfremdheit als willkommene Zutat in einer veränderten, von Mobilität geprägten Dorfgemeinschaft betrachtet?

Dazu ist Folgendes zu bemerken: Die Bauten der Bauernhöfe sind teilweise 400 Jahre alt. Holzkonstruktionen und Bruchsteinmauern haben sich, wenn sie gepflegt wurden, bis heute erhalten und können dies noch weitere Jahrhunderte tun (im Vergleich dazu wird einem Neubau aus dem 21. Jahrhundert lediglich eine Lebensdauer von 50 Jahren prognostiziert). Die verwendeten Materialien und die Handwerkstechniken gehören genauso zum kulturellen Erbe wie die Art und Weise, Innen und Aussenräume zu formen. Wie beispielsweise Ökonomiebauten und Wohnbauten miteinander verbunden werden, entwickelt sich innerhalb von Generationen, und dabei bilden sich typische Dorfstrukturen und Formensprachen heraus, die zur gebauten Identität einer Region beitragen. Deshalb unterscheiden sich Bauernhöfe im Oberbaselbiet von denen im Berner Oberland oder im benachbarten Schwarzwald, obwohl die topografischen und klimatischen Verhältnisse durchaus vergleichbar sind. Eines ist jedoch allen gemeinsam: das grundlegende Prinzip der Ökonomie. Der ökonomische Umgang mit Materialien und Arbeitskraft, also mit den zur Verfügung stehenden und nicht beliebig vermehrbaren Ressourcen ist das Wesen der bäuerlichen Wirtschaftsweise wie der Bauten.

Dieses Prinzip wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in der Zeit des Wirtschaftswunders vernachlässigt. Erst mit der ersten Ölkrise setzte ganz allmählich die Rückbesinnung auf nachhaltiges Wirtschaften wieder ein. Die Bauten der Bauerndörfer haben diese Zeit weitgehend unbeschadet überstanden dank ihrer Dauerhaftigkeit und der Flexibilität, die durch vielfältigste Lebensweisen vieler Generationen nachgewiesen ist.

Wenn also heute nachhaltiges Denken und Sparen von Ressourcen beschworen wird, so lohnt sich ein Blick auf diese Bauerndörfer. Werden sie weiter erhalten und gepflegt, können sie auch kommenden Generationen als Beispiel par excellence für Dauerhaftigkeit und Wandel dienen.

Es ist im Gegensatz dazu gewiss nicht der flachdachgedeckte Carport, der diese Rolle übernehmen kann. Für seine Legitimation wird gerne Frank Lloyd Wright zitiert: *«A car is not a horse, and it doesnt need a barn.»* Ihm wird in Zusammenhang mit dem Bau der Usonian Homes die erstmalige Verwendung des Begriffs Carport zugesprochen, allerdings für ein weit auskragendes, schwebendes Dach ohne (!) Abstützung. Um die Bedeutung seiner Worte zu verstehen, ist es wichtig zu wissen, dass die Zeit, als die Autos noch nicht wetterfest waren und einer geschlossenen (und gar beheizten) Remise, in der auch das Benzin gelagert war, bedurften, damals noch nicht weit zurücklag. Die Reduktion der Garage auf ein Dach gleicht einer Emanzipation von allem, was an den Kutschenvorgänger erinnerte, inklusive Remise. Über die Wetterfestigkeit der Autos zu diskutieren, ist heute ähnlich spannend wie Flachdächer zu thematisieren als Zeichen

der heutigen Zeit. Deshalb wage ich es, 80 Jahre nach Frank Lloyd Wrights Worten, die Besonderheiten und Nöte des heutigen Baselbiets vor Augen, zu behaupten: You don't need a horse to fill a barn.

Tenne

Wo Ochsen, Pferde, Pflüge und Heuwagen untergebracht waren, standen später Traktoren und Mähdrescher. Und wo Traktoren und Mähdrescher standen,[11] kommen auch Autos unter, ganz ohne neue Bauten und ganz im Sinn des ökonomischen Prinzips und des nachhaltigen Denkens.

Die Tenngarage erfüllt alle Anforderungen, die vom privaten Autonutzer an eine Garage bzw. einen Autoschopf gestellt werden: voller Witterungsschutz, Schutz vor Beschädigung und Diebstahl, Nichteinsehbarkeit, Hänge- und Lagerflächen für Autozubehör und Gerätschaften.

Darüber hinaus werden die ortsbildpflegerischen Anliegen, die geschützten Baselbieter Kernzonen weitmöglichst zu erhalten und weiterzuentwickeln, berücksichtigt: Durch die Verlagerung der Stellplätze in die bestehenden Bauten werden die Vorplatz- und Hofstattbereiche von abgestellten Autos befreit, gleichzeitig werden die Ökonomiebauten im ursprünglichen Sinn, zumindest auf der Erdgeschossebene, als Lagerfläche genutzt. Dafür ist kaum baulicher Aufwand erforderlich, entsprechend kann dies auch als temporäre Lösung in Betracht gezogen werden. Für Garagen unter 150 Quadratmetern Fläche (Platz für vier bis fünf Autos) sind wenige Brandschutzauflagen zu berücksichtigen, die in der Regel bereits mit dem Bestand (Brandschutzwand zum Wohnhaus)

Bei der Umnutzung des Ökonomieteils wurde nur ein Teil des Volumens, hier der Dachraum, zu Wohnzwecken umgenutzt. Der Grossteil wurde im ursprünglichen Sinn als Lager weiterverwendet. Wesentliche, das Ortsbild prägende Elemente und Materialien werden damit bewahrt.

erfüllt werden können. Die Nutzung der Tenne als Stellplatz für Autos ermöglicht es zudem, die alten ortsbildprägenden hölzernen Tenntore, und damit nicht ersetzbare Substanz, zu erhalten.
Das Raumplanungs- und Baugesetz stellt keine Hürde dar für diese Lösung. Ein wichtiges Hemmnis, und das soll nicht verschwiegen werden, liegt in Form von alten Möbeln, Geräten und Vehikeln, die man irgendwann brauchen könnte, sowie längst Vergessenem zwischen Strohresten und Spinnweben im Dunkeln verhüllt.
Die raumplanerischen Forderungen des Kantons Basel-Landschaft nach Verdichtung des bestehenden Siedlungsraums korrespondieren mit dem Wunsch vieler Eigentümer, die bestehende Gebäudekubatur voll auszunutzen für Wohn- statt Lagerzwecke. Eine Weiternutzung des Erdgeschossbereichs der Tenne für das «Lagern» von Autos mag unter diesen Vorzeichen schwer nachvollziehbar sein.
Es ist jedoch zu beachten, dass die vollständige Umwandlung der Ökonomiebauten in Wohnbauten bedeutet, dass aus den dünnen Hüllen, die das Ortsbild prägen, hochgedämmte, dicke Wände werden. Die Dachhaut wird ersetzt durch Dachbauteile, ergänzt um Dachaufbauten und Dacheinschnitte, die luftigen und zierreichen Holzverschalungen werden ersetzt durch Wände oder Verglasungen, Holztore werden transparent. Das Mass der anstehenden Umwandlung ist enorm. Es stellt sich die Frage, wie viel davon möglich ist, ohne den Bauten ihre Identität und Integrität zu nehmen.
Das Prinzip «Autos statt Traktoren» schafft nicht nur Lösungen für heute, sondern auch die Chance für kommende Generationen, wenigstens in Teilbereichen Originäres zu erleben und weiterzuentwickeln.

Fazit

Betrachtet man Autos als Fahrzeuge, die sicher und unter Rücksichtnahme auf das Ortsbild unterzubringen sind, dann existieren Alternativen zum Carport: bestehende oder neue Schopfbauten und leer stehende Ökonomiebauten.
Lediglich in einem Fall ist der Carport als Lösung nachvollziehbar: Wenn er als Vitrine begriffen wird für eine Objekt, das nicht versteckt, sondern im Gegenteil exponiert werden soll. Ein durchaus legitimes Bedürfnis, nicht unähnlich der Kombination aus Miststock und Bauerngarten, die sich beide immer im Aussenarbeitsraum, dem Vorplatzbereich befanden: der Miststock, dessen Grösse Auskunft gab über die Wirtschaftskraft des Betriebs, und der Bauerngarten, die Visitenkarte der Bauernfrau, der zeigte, dass es neben dem ökomischen Prinzip von jeher auch das Streben nach Schönheit und Harmonie gab.
Der Ortsbildpflege obliegt es in diesem Fall, dass dieses Streben bei Exponat und Vitrine gleichermassen nachvollziehbar wird und dass, nicht nur um der vergleichenden Anschauung willen, möglichst viele der wunderbaren Bauerngärten verbleiben.

5. EIN EINBLICK IN DIE DOMSANIERUNG: DECKENSICHERUNG

Einleitung

Seit Neujahr 2014 wird der Dom von Arlesheim im Inneren renoviert. Dabei sind sehr viele unterschiedliche Arbeitsgattungen beteiligt, denn die Innensanierung umfasst nicht nur die Sicherung, Konservierung und Reinigung der Raumhülle, sondern auch die Heizung, die Elektroinstallation, den Brandschutz usw. In diesem Bericht soll ein kleiner Einblick in die Arbeit der Restauratoren gewährt werden.[12]

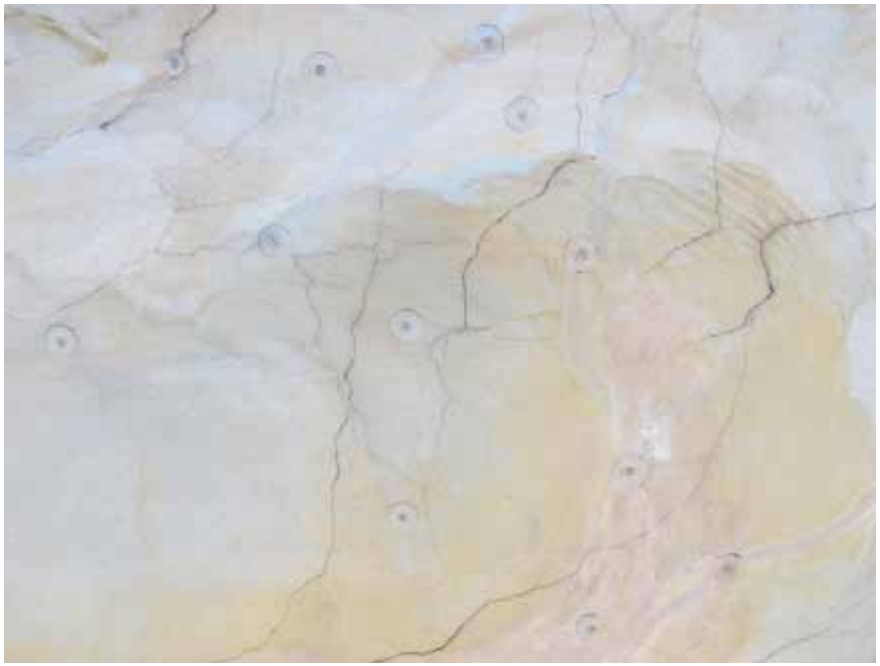
Vorgehen

Nachdem 2009 eine zurückhaltende Aussensanierung erfolgreich abgeschlossen werden konnte, wurde ein Konzept für die Innensanierung ausgearbeitet, die sich unterdessen bereits ihrer Vollendung nähert.
Das Konzept der Innensanierung basiert auf einer umfassenden Zustandsanalyse. Als Grundlagen wurden mehrere Expertisen zu einzelnen relevanten Themen wie Raumschale, Deckenbilder, Altäre, Holzobjekte und Sandsteinböden von ausgewiesenen Fachleuten erarbeitet. Auch der Zustand und die Statik des Dachstuhls, die dynamischen Auswirkungen des Glockengeläuts sowie das Raumklima wurden erfasst, dokumentiert und ausgewertet.
Als Fazit aus der Zustandserfassung ergab sich, dass mit dem Dom bei früheren Restaurierungen sorgfältig und zurückhaltend umgegangen wurde. Unter der Oberfläche wurden jedoch etliche substanzielle Schäden erkannt, die saniert werden müssen. Dazu gehören neben den sichtbaren Rissen vor allem Hohlstellen in der Decke von Schiff und Chor.

Befund

Der Expertenbericht zum Zustand der Decken zeigte grundsätzlich drei Problemkreise:
– Hohlstellen und Risse im Verputz,
– zunehmenden Bindemittelverlust im Verputz,
– eine optische Beeinträchtigung durch die Unterlegscheiben der Schraubensicherung.

Die Kirchendecke ist stark mit Rissen durchzogen und teilweise nicht mehr oder ungenügend mit der Lattung verbunden. Barockzeitliche Verputze werden zudem grundsätzlich immer mürber. Einzelne Stellen der Decke beginnen zu sanden. Der innere Zusammenhalt im Verputz ist nicht mehr überall gegeben.
Wenn man den Bericht der Sanierung von E. Morf von 1930 liest und mit der heutigen Situation vergleicht, zeigt sich, dass die Probleme und die Schadenszonen die gleichen geblieben sind. Der Zustand seit der damaligen Sicherung hat sich nicht wesentlich verändert. Im Jahr 1930 sollte eine Verschraubung angebracht werden, bei der Unterlegscheiben zur Befestigung und Sicherung des Putzes unsichtbar in denselben eingelassen



Mit Schrauben gesicherte Deckenpartie vor der Sanierung
Schützen des Deckenbildes mit flüchtigem Spray

Injizieren des Bindemittels
Halten einer injizierten Deckenpartie mit Luftballons

werden sollten. Es zeigte sich aber, dass der Verputz zu weich und zu mürbe war, sodass keine befriedigende Wirkung erzielt werden konnte. Um eine wirksame, genügende Befestigung zu erzielen, war es nötig, die Unterlegscheiben ausserhalb des Putzes auf der Malfläche selbst anzubringen und die Scheiben anschliessend durch Bemalung unsichtbar zu machen. Morf schraubte die losen Stellen an der Lattung mit normalen 45 Millimeter langen Holzschrauben und handgeschnittenen Unterlegscheiben aus Zinkblech. Grundsätzlich funktionierte diese Sicherung bis heute gut, da die Schrauben nur in die Lattung griffen und somit Schrauben und Putzschichten bei den Schwingungen der Decke gleichartige Bewegungen machten.
Im Jahr 1980 wurde deshalb entschieden, nach derselben Methode weitere Schrauben und Unterlegscheiben zu setzen. Wie 1930 wurden die Hohlräume wiederum nicht hinterfüllt und die mürben Verputzstellen nicht gefestigt.
Die Schadensursache blieb aber über die ganze Zeit weiter aktiv. Gerissene Rissflanken der Kittungen[13] von 1930 und die Tatsache, dass 1980 die Anzahl der Schrauben nochmals deutlich erhöht wurde, zeigen das Fortschreiten des Schadensverlaufs.
Im Bereich der Orgel und im Bereich hinter dem Chorbogen waren vermutlich auch aktuell Bewegungen im Gang. Das legen die bei der Untersuchung entdeckten neuen Hohlräume ohne Verschraubung nahe.

Ursachen

Als Verursacher der Probleme im Deckenverputz konnten zwei Schwerpunkte identifiziert werden. Einerseits ist es der schlechte Zustand der Decke selbst, andererseits sind es Schwächen in der Tragkonstruktion des Dachs sowie Erschütterungen durch die Glockenschläge, die beide negativ auf die Decke einwirken.
Die Putzschichten unter den Holzlatten, auf welche die Deckenbilder aufgemalt sind, sind sehr dünn und lediglich zwischen 10 und 20 Millimeter stark. Vielleicht liegt darin auch eine Erklärung für das teilweise ausgeprägte Rissbild des Deckengemäldes, da eine solch dünne Verputzschicht keine allzu starken Bewegungen der Unterkonstruktion auffangen kann. Andererseits liegt ein Vorteil der dünnen Schicht im geringen Eigengewicht. Durch das niedrige Gesamtgewicht der Decke wird die Haftung zur Lattung nicht allzu stark beansprucht, womit die Gefahr von Ablösungen nicht gravierend ist.
Der Deckenverputz besteht aus zwei Schichten, einem Grundputz und einer dünnen Malschicht. Die Malschicht ist, ohne den Untergrund vorher aufzurauen, auf den Grundputz aufgetragen worden. Der Grundputz haftet an der Unterkonstruktion aus rechteckigen rauen Latten, greift aber kaum um diese Lattung, um sich mit dieser verklammern zu können. Darum konnten sich neben den sichtbaren Rissen auch unsichtbare und damit schwierig einzuschätzende Hohlräume sowohl zwischen Lattung und Grundputz als auch zwischen Grundputz und Deckputz ausbilden.

Bei der hölzernen Dachkonstruktion führen einerseits wechselnde Wind- und Schneelasten sowie andererseits die an ein paar Stellen geschwächte Dachkonstruktion selbst, die dadurch ihre Steifigkeit verloren hat, zu Bewegungen, die sich auf die Decke übertragen.
Andererseits erschüttern die Schläge des Glockengeläuts via die gemauerten Türme und die mit ihnen verbundene Dachkonstruktion die Decke wie kleine Erdbeben.
Grundsätzlich ist die schöne Zimmermannskonstruktion des Dachs ein funktionierendes statisches System, wie die Nachrechnung des Holzbauingenieurs ergab. Es fehlen aber einige Kanthölzer, und verschiedene Reparaturen zeigen, dass immer wieder geflickt und die Statik verbessert werden musste.
All diese Fehlstellen und Reparaturen führen dazu, dass das Tragwerk Bewegungen auf die Decke übertragen kann. Damit wurde als Hauptursache für die Rissbildung im Deckenputz das Verformungsverhalten der Dachkonstruktion identifiziert.
Als eine der ersten Baumassnahmen wurde deshalb mit der Ergänzung und Versteifung der Dachkonstruktion, im Sinn der historischen handwerklichen Zimmermannskunst, begonnen, mit der Absicht, die Robustheit des Tragwerks wesentlich zu verbessern.
Im Jahr 1926 erhielt der Dom fünf neue Glocken, die auf damals neu gebauten Glockenstühlen lagerten. Die grosse Glocke im Südturm erhielt nur zwei Stahlträger als Auflager, die direkt in die Turmmauern einbetoniert wurden. Damit konnten sich die Glockenschwingungen und vor allem der harte Klöppelaufprall direkt in das Mauerwerk und von dort auf die Dachkonstruktion und die Decke ausbreiten.
Abhilfe schaffen nun neue Glockenstühle, die auf Isolationsmaterial – dicke Kautschukmatten – elastisch gelagert werden und so zu einer wesentlichen Verringerung der Schwingungsübertragen führen. So können die Glockenstühle möglichst dreidimensional schwingen, ohne schädliche Übertragungen der Kräfte auf die Kirchendecke.

Sanierungsmethode

Bei den Untersuchungen wurden drei Hauptprobleme festgestellt, für die Sanierungsmethoden entwickelt werden mussten: die Hohlstellen und Risse im Verputz, der zunehmende Bindemittelverlust und die optische Beeinträchtigung durch die Unterlegscheiben der Schraubensicherung. Die Hohlräume mussten zwingend behandelt werden, da Teile mittelfristig abstürzen könnten. Die sichtbaren Risse dagegen sind nur optisch unschön, jedoch nicht problematisch, da keine Gefährdung von ihnen ausgeht. Sie sind oft stark verschmutzt und dadurch vom Kirchenschiff aus auffällig.
Sandende, zunehmend mürber werdende Verputze müssen dagegen zwingend wieder gebunden werden. Schrauben und Unterlegscheiben können dies nur begrenzt leisten. Die Verschraubungen haben zudem technisch ein Ausmass erreicht, das sich nicht beliebig fortsetzen lässt. Auch aus ästhetischen Gründen sollte ein Systemwechsel weg von den Verschraubungen hin zum Hintergiessen auf Injektionstechnik erfolgen.

Füllmaterial für die Schraubenlöcher: Hanf und Kälberhaar
Einbringen des mit einer Hanfschnur verwobenen Kälberhaars

Ab Dezember 2013 wurden Vorversuche an Probekörpern durchgeführt, um eine kombinierte Festigungs- und Armierungsmethode zu erproben. Mit der Festigung muss zuerst der erodierte Putz, der nur mehr aus Mörtelkrümeln besteht, konsolidiert und dann in einem zweiten Schritt die Haftung zur Lattung wiederhergestellt werden.
Die Schrauben als verbindendes Element zwischen Lattung und Putz sollten nicht ersatzlos aufgegeben werden, sondern durch ein weniger auffälliges und weniger steifes Armierungselement ersetzt werden.
Bei der Festigung musste ein wichtiger Problempunkt berücksichtigt werden: Während des Festigungsvorgangs werden die Deckenpartien durch das Gewicht der Injektion schwerer und können einsinken oder gar ausbrechen. Diese Deckenpartien müssen in der ersten Zeit, bis das Injektionsgut abgebunden hat, gestützt werden. Normalerweise werden Festigungsstellen vom Baugerüst aus unterstützt. Solche Stützen übertragen aber die Schwingungen des Gerüsts und verhindern so ein stabiles Abbinden der gefestigten Partien. Es musste also eine Methode gefunden werden, die frisch gefestigten Partien schwingungsfrei zu unterstützen. Während des Festigungsvorgangs musste zudem die Malschicht, also die wertvollen Deckenbilder, vor Beeinträchtigungen durch Festigungslösungen geschützt werden.

Folgende Arbeitsschritte wurden daher festgelegt:

1. Suchen der Hohlräume durch Abklopfen der Decke
2. Im Bereich der Risse: Schützen der Deckenbilder mit einer luftflüchtigen Leimverbindung
3. Anbohren der Risse mit 1,5-Millimeter-Handbohrer
4. Einspritzen der in Ethanol gelösten Haftbrücke
5. Füllen der Hohlräume mit reinem, in Ethanol gelöstem Kalk
6. Sichern der bearbeiteten Deckenfelder mit Luftkissen
7. Füllen der ehemaligen Schraubenlöcher mit Kälberhaar, verwoben mit Hanfschnur und verklebt mit Zelluloseklebstoff
8. Schliessen der Rissflächen und Schraubenlöcher mit Kalkmörtel
9. Ergänzen/Retuschieren der Bilderflächen im Bereich der Kittfugen

Für die schwingungsfreie Sicherung der Festigungsstellen wurde vom Restaurator eine geniale Methode entwickelt, die sich das Vorhandensein von Löchern, entstanden durch die Schraubensicherung, gleich doppelt zunutze macht. Erstens dienten die Löcher zur Befestigung eines Stützgerüstes während der Festigung, zweitens zur unsichtbaren Aufnahme einer Armierung, die den Deckenverputz zukünftig mitsichert.
Die vorhandenen Schrauben und Unterlegscheiben wurden entfernt und stattdessen Stockschrauben[14] eingesetzt. An diesen Stockschrauben wurde ein Stützgerüst aus Holzlatten aufgehängt. Zwischen diesen Latten und der Decke erzeugen Ballone, die vorsichtig auf-

Nach dem Schliessen der Risse und der alten Schraubenlöcher

Retouchieren der Flickstellen

geblasen werden, den nötigen Halt während der Festigung, damit die Deckenpartien unter Druck abbinden und aushärten können. Den Schutz der Malschicht bewerkstelligt ein flüchtiges Harz (Cyclododecan[15]), das aufgesprüht wird und das nach einigen Tagen selbstständig, ohne Rückstände zu hinterlassen, verdampft.

Die zerrütteten Partien des Grundputzes wurden mit in Alkohol gelöstem Kalk gefestigt. Damit kann vermieden werden, dass Wasser den Verputz durchfeuchtet. Die Verklebung mit der Lattung wurde erreicht durch Zugabe von Hydroxipropylcellulose, einem Klebstoff, der auch in der Lebensmittelindustrie als Verdickungsmittel eingesetzt wird. Die Hohlräume wurden mit hydraulisch abbindenden Injektionsmörteln gefüllt.

Nach dem Aushärten wurden die Stützlatten und die Stockschrauben entfernt und durch eine Hanf- und Kälberhaararmierung ersetzt, welche die Verbindung zwischen Lattung und Putz ersetzt. Diese bewährten Armierungsmittel übernehmen die gleiche Funktion, die vorher die Schraubensicherung erfüllt hatte. Schliesslich wurden die Injektionslöcher und Ausbrüche gekittet und retuschiert. Das Resultat dieser Sanierungsmethode kann im bereits wieder freigegebenen Kirchenschiff bewundert werden. Es überzeugt!

Konzept: Weiterbauen

Der Sundgauerhof im Ortszentrum Arlesheims liegt an der Kreuzung der Haupt- und der Ermitagestrasse. Seine Erforschung legt als Ergebnis eine bewegte Baugeschichte offen. Die baulichen Veränderungen sind ein Beleg für die sich stetig wandelnden Nutzungsformen in den letzten 400 Jahren.

Ein anfangs vermutlich landwirtschaftlich genutztes Gebäude, das wohl um 1600 entsteht, erfährt in den Jahren 1678/79 mit der Erstellung eines neuen Dachwerks eine massive Aufwertung, die wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Erhebung Arlesheims zum Sitz des Basler Domkapitels steht. In der Folge entsteht die reiche Deckenausmalung des Saals. Der Mangel an Lagerfläche führt zu einer nachträglichen Unterkellerung. Irgendwann wird dann die sehr repräsentative Nutzung durch die Domherren aufgegeben und das Wohnhaus in zwei Nutzungseinheiten horizontal geteilt. Um die obere Einheit erschliessen zu können, wird die innere Treppe aufgegeben und in der Folge die Errichtung einer äusseren Laube notwendig.

Ein komplett neues Gebäude entsteht 1805/06 mit dem Bau der Scheune. Später erfolgt ein Umbau der Scheune zu einer Werkstatt.

Zwischen Wohnhaus und Scheune entwickelt sich entlang der Hofrückwand ein Zwischenbau. An diesem wird immer wieder intensiv erweitert, abgebrochen und geflickt.

Nun reiht sich in den Jahren 2014/15 ganz selbstverständlich ein erneuter Nutzungswandel mit Bautätigkeit in diese Reihe ein:

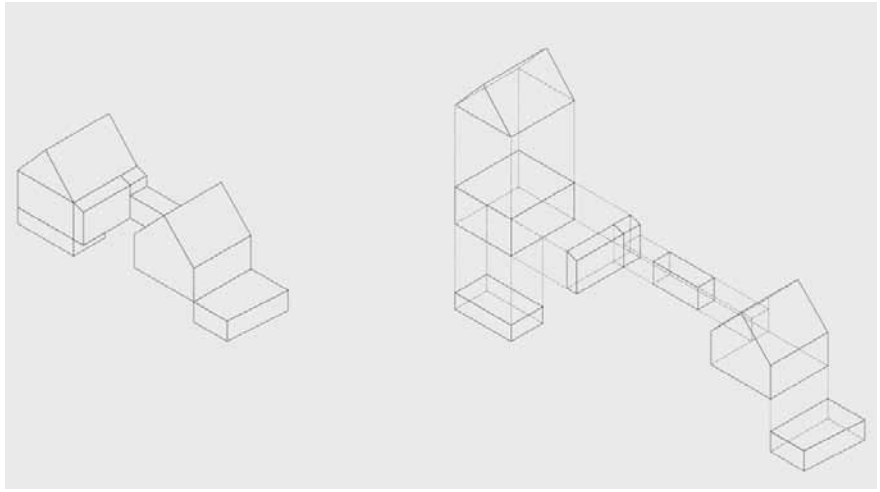
Im Erdgeschoss des Wohnhauses entsteht ein Bio-Beck-Verkaufslokal mit Café und Lagerräumen im Keller, im Obergeschoss und im frisch ausgebauten Dachgeschoss eine Maisonette-Wohnung.

Die Werkstatt-Scheune wird zu einem Studio für Körpertraining umgebaut. Der Zwischenbau nimmt neu Sanitärräume auf, die von der Bäckerei und vom Studio gemeinsam genutzt werden.

Versucht man, die grösseren, gestaltprägenden Umbauten am Sundgauerhof in den letzten 400 Jahren voneinander abzugrenzen, kommt man auf sieben Phasen stärkerer Veränderungen und Eingriffe – die kleineren Anpassungen gar nicht mitgezählt.

Jede Überformungsphase hatte ihren selbstverständlichen Umgang mit der Bausubstanz gefunden. Aus jeder Phase sind Bauteile erhalten geblieben, jede Phase hat aber auch Neues hinzugefügt, Bestehendes angepasst und teilweise auch zerstört. So ist eine Schichtung verschiedenster Epochen entstanden.

Die Eingriffe im Zug der jüngsten Bauarbeiten 2014/15 bilden die achte Zeitschicht und knüpfen in Kontinuität an den Prozess des Umgestaltens der vorausgegangenen sieben Zeitschichten an.



Der Sundgauerhof vor Beginn der Restaurierungsarbeiten
Der Sundgauerhof wurde über die Jahrhunderte ständig baulich verändert, angepasst und erweitert. Um die prägnante Erscheinung der beiden Hauskörper zu wahren und wegen Platzmangels wurden die neuen Technikräume beim jüngsten Umbau unterirdisch im Bereich unter dem ehemaligen Gemüsegarten realisiert

Pragmatisch und selbstverständlich sich einordnend, aber auch selbstbewusst. Das historisch Gewachsene nicht ins Sakrale verklärend, einfach im Respekt vor dem Vorgefundenen und Brauchbaren. Alles sorgfältig gestaltet.

Bestandesaufnahme – eine wichtige Grundlage

Zu Beginn der Arbeit stand eine verformungsgerechte Bestandesaufnahme von Wohnhaus, Zwischenbau und Scheune.

Die intensive Arbeit im Haus zusammen mit dem Geometer bedeutet auch eine ganze Reihe von neuen Erkenntnissen. Es resultiert nicht nur ein detaillierter Plansatz mit Grundrissen, Ansichten und Schnitten des Gebäudes, sondern noch weitaus mehr.

Im akribischen Erfassen der Baustruktur teilen sich dem Fachmann viele wichtige Informationen und Hinweise für den späteren Entwurfsprozess mit:

- präzise Aussagen zum konstruktiven Gefüge,
- Materialisierung,
- das statische System,
- Erkennen und Abgrenzen verschiedener Bauepochen,
- Erhaltungs- und Schadenszustände.

Die hier angewandte Vermessungsmethode fusste sowohl auf moderner digitaler tachymetrischer Vermessungstechnik als auch auf Aufmassmethoden der alten Schule mit Messwerkzeugen wie Doppelmeter, Massband, Wasserwaage und Lot.

Die in der Baustruktur enthaltenen Informationen wurden direkt vor Ort sortiert, ausgewertet und interpretiert und im Computer erfasst. Bei Fragen und Unstimmigkeiten konnte sofort die tatsächliche Situation überprüft werden.

Da man bei dieser Arbeit viel Zeit am und im Gebäude verbringt, erschliessen sich dem Architekten ganz nebenbei sehr wichtige Zusammenhänge zu Fragen wie: Von wo kommt der Wind? Wie steht die Sonne? Was passiert auf der Strasse? Usw.

Dies im Gegensatz zum Verfahren des reinen 3-D-Scans. Hierbei entstehen Bilder und keine Pläne mit konstruktiven Aussagen. Diese Bilder müssen am Büroarbeitsplatz erst in Baupläne übersetzt werden.

Verträgliches Nutzungs- und Energiekonzept

Die frühzeitige Suche der konkreten zukünftigen Gebäudenutzer ermöglichte die Entwicklung eines passenden und trotzdem marktgerechten Nutzungskonzeptes. In Respekt vor der Bausubstanz wurden jedoch Nutzungsformen gesucht, die strukturell mit dem Bestand vereinbar waren und keine Eingriffe erforderten, die in übermässigem Mass substanzielle Anpassungen notwendig gemacht hätten.

Dies führte zur Entscheidung, im Erdgeschoss des Wohnhauses die Funktion des Wohnens zugunsten einer gewerblichen Nutzung aufzugeben und die Wohnnutzung mit mehr «Abstand vom bewegten Strassenleben» ins Obergeschoss zu verlegen. Um zu einem brauchbaren angemessenen Zuschnitt dieser speziellen Wohnung mit dem prächtigen Saal zu gelangen, wurde entschieden, das Dachgeschoss auszubauen.

Für die Scheune war eine Nutzungsform zu finden, bei der dieses Gebäude nicht in mehrere verschiedene Einheiten zu unterteilen war. Dies hätte komplizierte Eingriffe in brand- und schallschutztechnischer Hinsicht mit sich gebracht. Zudem wären der Einbau eines Treppenhauses und die Belichtung des Dachgeschosses schwierig lösbare Anforderungen gewesen. Aus denkmalpflegerischen Gründen sollte bei der Scheune auf Belichtungsöffnungen in der Dachfläche verzichtet werden.

Eine für das Projekt elementar wichtige Entscheidung war schliesslich, die zur Erfüllung des Raumprogramms notwendigen Technik- und Lagerräume unterirdisch unter dem ehemaligen Gemüsegarten anzuordnen und nicht als Anbauten an die denkmalgeschützten Häuser. In Zukunft werden die zwei Gebäude des Sundgauerhofs und die Nachbarliegenschaft Ermitagestrasse 15, die an den unterirdischen Technikraum andocken, mittels Erdwärme durch ein kleines Nahwärmenetz versorgt.

Obwohl das Bauensemble als kantonales Schutzobjekt im Bereich der Bestandesbauteile von den gesetzlichen energetischen Anforderungen praktisch befreit ist, wurde in Zusammenarbeit mit dem Amt für Umwelt und Energie das Potenzial für eine energetische Verbesserung untersucht. So wurden die bestehenden einfachverglasten geschützten Fenster mit einem Vorfenster verbessert.

Vor allem bei Neubauteilen wie Fenstern und Türen, Bodenaufbauten gegen Keller und Erdreich und im Bereich des neuen Putzes der Scheune wurden massgebliche energetische Verbesserungen erzielt. Die Dämmmassnahmen am Dach sollten nach dem Willen der Denkmalpflege nicht zu einer übermässigen Dachaufbauerhöhung führen, und gleichzeitig sollte von innen die Dachkonstruktion verständlich sichtbar bleiben.

Nutzungskonzept und Städtebau

Ursprünglich waren die historischen Nutzungen Wohnen und Wirtschaften zwei separaten Baukörpern zugeordnet, angeordnet an einem an der Hauptstrasse liegenden Innenhof. Von dieser spezifischen Baukörpersetzung rührt wahrscheinlich auch der Name Sundgauerhof her, denn dieses typologische Muster ist uns aus dem nahen Sundgau bekannt. Hier vor allem von den an der Strasse aufgereihten langen Strassendörfern mit ihren hölzernen, ausgefachten Bauten mit den charakteristischen Höfen. Wahrscheinlich ist die Stellung der Gebäude bei diesem Arlesheimer Bauernhof aber weniger eine bewusst gewählte Typologie als vielmehr eine nach und nach gewachsene und erweiterte Struktur, die sich an der Strasse aufreihte.

Im Zug der Sanierung wurde die Chance zu einer städtebaulichen Aufwertung dieses Stücks Arlesheim genutzt:

Der desolate Zwischenbau wurde bis auf die massive Rückwand, die nahtlos in den nordwestlichen Scheunengiebel übergeht, abgebrochen. Damit erhielten die beiden Hausvolumen von Scheune und Wohnhaus ihre klar geschnittene Gebäudegeometrie zurück. Diese war verloren gegangen, als irgendwann das Zwischenbaudach errichtet worden war und die Traufen der beiden Häuser zerschnitt. Dies führte nicht nur gestalterisch zu einer Beeinträchtigung, sondern war in der Folge auch ein Herd von Bauschäden und Fäulnis.
Jetzt stehen sie wieder da, die beiden Häuser, fest auf dem Boden, fast wie Häuser einer Kinderzeichnung: Wand, Fenster, Dach, Kamin, bunte Fensterläden. Deswegen mögen sie uns so vertraut erscheinen.
Der neu errichtete Zwischenbau lehnt sich an die alte bestehende massive Bruchsteinwand an, gibt nun aber den Blick frei auf den Giebel des Hauses Ermitagestrasse 13. Dieses steht in zweiter Reihe hinter dem Sundgauerhof. Zusammen bilden die drei Gebäude eine reizvolle Gruppe aus versetzt zueinander gereihten gemauerten Giebeln. Der dritte, hintere Giebel wird so neu zum präsenten Bestandteil des Innenhofs. Zusammen mit der hölzernen Laubenfassade des Wohnhauses, der Bretterfassade mit dem Rankgerüst für den Wilden Wein am Zwischenbau, der Scheunenfassade mit Torbogen und dem aufwendig restaurierten gewaltigen Scheunentor sowie dem Kopfsteinpflasterbelag ist ein dörflicher Aussenraum höchster Qualität entstanden.
Der Zwischenbau ist eine zeitgemässe funktionale Holzkonstruktion unserer Zeit. Er integriert sich gut, weil seine Materialisierung und die Dimensionierung seiner Einzelteile sich am Alten orientieren. Das Geländer ist nicht nur Absturzsicherung der an die Stelle des Zwischenbausatteldachs getretenen Dachterrasse, sondern gleichzeitig auch Rankgerüst für Sichtschutz gewährende Pflanzen. In seinen Stützen findet auch die Dachentwässerung statt.
Der Sundgauerhof erscheint dem schnell Passierenden als gewöhnliches, ehemals bäuerlich genutztes kleines Gehöft. Welch abwechslungsreiche Geschichte es in sich birgt, offenbart sich erst auf den zweiten Blick. Betrachtet man die Fassade des Wohnhauses in Ruhe, kann man eine Menge von Informationen ablesen. Auf der einen Gebäudeseite hat sich am Haus ein bescheiden repräsentativer Charakter herausgebildet, der auf die ehemalige Funktion als mutmasslicher Sitz der Domherren hindeutet, auf der anderen Seite ist die profane Nutzung als ehemaliges Bauernhaus lesbar.
Die auskragenden Dachbalken am Wohnhaus waren wahrscheinlich aufgrund ihres schlechten Erhaltungszustands im Lauf der Reparaturgeschichte des Wohnhauses irgendwann abgesägt und eingemauert worden. Dadurch ging ein prägendes Baudetail verloren. Bei der jetzt durchgeführten Sanierung wurden die Dachbalken nicht einfach wieder angeflickt. Dies wäre eine kostspielige Reparatur geworden und ohne die Zerstörung der originalen Wandmalereien im Gebäudeinneren nicht möglich gewesen. An ihren Stirnseiten wurde stattdessen ein profilierter, gesimsartiger Abschluss

angefügt. Dieses Detail entstand als freie Interpretation ohne Grundlage eines historischen Befundes aus dem Bedürfnis heraus, nicht nur ein technisch-statisch funktionierendes Traufauflager für die Aufschieblinge auszubilden, sondern einfach auch, um dem Haus einen repräsentativeren Charakter auf der dem Dom zugewandten Seite zu verleihen.
Ein weiteres wichtiges Detail, das über die Bedeutung eines Bauernhauses hinausweist, sind die steinmetzmässig wertvoll gearbeiteten Fenstergewände des Saals im Obergeschoss. Diese treten im sanierten Zustand wieder angemessen in Erscheinung, weil die neuen Vorfenster weiter in die Fensternische hineingesetzt wurden.
Zu Innenhof, Zwischenbau und Scheune hin tritt das Wohnhaus mehr als Bauernhaus in Erscheinung. Die hölzerne Laubenbrüstung setzt sich in der Holzverschalung des Zwischenbaus fort und führt das Auge so zur Scheune, die neben dem verputzten Mauerwerk vom Werkstoff Holz stark geprägt ist.

Materialkonzept

Die farblich gefassten Fenstergewände und Fensterläden in der Fassade und die Deckenmalereien in Erd- und Obergeschoss im Inneren des Wohnhauses prägen den Sundgauerhof.

Wohnhaus und Scheune im Frühjahr 2015 bei Abschluss der Arbeiten

Eine massgeblich mitentscheidende Ursache aber, wieso uns diese Baugruppe so stark anspricht und berührt, liegt nicht in den durch Farbe veredelten Oberflächen, sondern in der Erscheinung der verwendeten Baumaterialien und ihrer ästhetischen Eigenschaften selbst begründet: Kalkstein, teilweise in grosser Dimension im Mauerwerk verbaut beziehungsweise als steinmetzmässig bearbeitete, scharierte Werkstücke in der Fassade. Oder Kalkstein in seiner Kleindimension als Sandzuschlag im Putz.
Gebrannter Ton, rohes Schmiedeeisen und natürlich behauenes, gesägtes oder gehobeltes Holz.
Ein wichtiges Bekenntnis bei der Sanierung war das Festhalten an diesem vorgefundenen Materialkanon und die Bemühung, die sich heute stellenden baulichen Anforderungen möglichst weitgehend mit Materialien aus diesem Fundus zu lösen: am bestehenden Material mittels reparierender Techniken, an komplett neuen Partien mit dem vorgefundenen Material, aber in zeitgenössischer Verarbeitungstechnik.
So erklärt sich zum Beispiel:

– dass im verbauten neuen Beton nicht wie sonst üblich gewaschener Rheinkies und Grauzement eingesetzt wurde. Der verwendete Zuschlagsstoff ist gebrochener Jura-Kalkstein und Sand sowie Weisszement, die Oberfläche ist mit der Maschine gestockt.

Am reparierten Scheunentor ist die hinter der Restaurierung stehende Philosophie beispielhaft ablesbar: Substanzerhalt, Reparatur, Verwendung des Vorgefundenen, Materialisierung in historischer und neuer Technik

– dass neue Stahlteile im Gebäudeinneren durchwegs roh belassen und lediglich gegen das Ansetzen von Flugrost mit Balistol geölt sind.
– dass neue Stahlteile im Aussenbereich in einem Dunkelbronzefarbton gefasst sind, der diese wie gerostetes Eisen optisch integriert.
– dass die instand gestellten Aussenputze von Wohnhaus und Scheune nicht gestrichen sind, damit hier die Eigenschaften, Oberflächen und Farben des Materials Putz voll zum Tragen und Leuchten kommen.
– dass die reparierten hölzernen Partien in den Dachkonstruktionen sowie die neuen Wandverschalungen mit frischem maschinengehobeltem Holz ausgeführt wurden.

Der Keller und das Erdgeschoss

Die Bauuntersuchung hat ergeben, dass der Keller des Wohnhauses erst nachträglich entstanden ist. Merkwürdig ist dabei, dass dabei auf die Weiterführung der Aussenwände bis auf das Niveau des Kellerbodens verzichtet wurde. Der Keller ist einfach ein Loch im Boden – seine Wände abgestochenes Erdreich. Laut Ingenieur funktioniert diese Konstruktion aufgrund der hohen Tragfähigkeitseigenschaften des Baugrundes – verbunden aber mit dem Hinweis, so was auf keinen Fall zu Hause nachzumachen!
Der ursprüngliche Wohnhauseingang im Erdgeschoss war wohl nicht am Innenhof, sondern an der Hauptstrasse gelegen. Die einstige Türöffnung ist heute teilweise zugemauert und nur noch ein Fenster. Der ehemalige Hausbewohner Urs Kunz erinnerte sich, dass seine Vorfahren erzählt hatten, dass das wertvoll gearbeitete Rundbogen-Kellertürgewände einst an der Hauptstrassenfassade verbaut war und erst später im Zug der Erstellung eines neuen Kellerabgangs ein Geschoss nach unten versetzt worden war. Das erklärt auch die Ausgestaltung der dort eingebauten Eichenholztüre: Kerbschnitzereien, geschmiedeter Türklopfer und Ziehknopf, massives Schloss – wahrscheinlich hat sich hier die alte Eingangstüre des Sundgauerhofs erhalten!
Eine Reaktivierung der Türöffnung an der alten Stelle an der Hauptstrasse als Zugang zum Erdgeschoss wurde eingehend geprüft, dann aber schliesslich verworfen: Das Strassenniveau der Hauptstrasse ist mittlerweile derartig angewachsen (heute sehr anschaulich ablesbar im Bereich der Kellerfenster), dass man hier heute nur ins Haus käme, wenn man sich beim Eintreten den Kopf anschlagen und gleichzeitig über eine Stufe stolpern würde.
Aus dieser Erkenntnis heraus wurde für den Erdgeschosseingang eine neue Öffnung in der Aussenwand geschaffen, jedoch auf der Hofseite. So wird man eingeladen, diesen zu betreten und auch zu gebrauchen. In der warmen Jahreszeit lädt die Bestuhlung des Cafés zum Verweilen ein.

Das bedeutet für Arlesheim: Während sich das geschäftliche Leben vor der Sanierung mehr in der Ermitagestrasse und der unteren Hauptstrasse abgespielt hat, wird man nun vom restaurierten Sundgauerhof eingeladen, in die obere Hauptstrasse einzubiegen.
Die gewerblichen Nutzungen im Erdgeschoss werden den Dorfkern an dieser Stelle beleben.
Das Zimmer in der Erdgeschoss-Südwestecke wird das Andenken an die Kreativität der ehemaligen Bewohner Suzette und Urs Kunz wachhalten. Das Deckenbild wurde von den Hausbewohnern selbst geschaffen, ebenso die Tapete. Diese wurde mit einer eigens konstruierten Tapetendruckmaschine hergestellt. Leider konnte die Wandbekleidung nicht als Ganzes erhalten werden, aber ein hinter Glas gesichertes Fragment hat überdauert.

Obergeschoss, Dachgeschoss

Neben gravierender Rohbaueingriffe bei der Tragwerkssanierung der Fundamente, der Balkenlagen und der Dachkonstruktion waren gleichzeitig bestehende verletzliche Teile und fertige Oberflächen zu erhalten: zum Beispiel im Obergeschoss die bemalte Balkendecke des repräsentativen Saals, Stuckdecken, der Mosaikbodenbelag oder die profilierten Türfutter. Gute Schutzvorrichtungen allein reichen nicht aus – alle beteiligten Handwerker waren immer wieder zu besonderer Vorsicht angehalten worden.
Eine Herausforderung in planerischer Hinsicht, aber auch in der technischen Umsetzung auf der Baustelle stellte die Ausbildung der Trenndecke zwischen der gewerblichen Nutzung des Verkaufslokals im Erdgeschoss und der Wohnnutzung des Obergeschosses im Wohnhaus dar. Dieses Bauteil musste nicht nur der Anforderung der Denkmalpflege nach Substanzerhalt der historischen Balkenlagen, Schieb- und Fussböden gerecht werden, sondern auch den Bestimmungen des Brand- und Schallschutzes sowie der Statik genügen. Darüber hinaus war die Entscheidung beim Heizkonzept zugunsten des Einbaus einer Fussbodenheizung gefallen, das heisst, hier musste ein möglichst Aufbauhöhe sparendes System gefunden werden, das sich mit dem Einbau von Holzdielenböden vereinbaren lässt. Schliesslich sollte der Mosaikplattenbelag des Gangfussbodens im Obergeschoss in situ erhalten und gar nicht angetastet werden.
Diese Rahmenbedingungen führten zum Konzept, oberhalb des Schiebbodens als schalltechnisch entkoppelte Schicht eine neue Balkenlage aus schlanken Stahlträgern auszubilden. Diese völlig ebene und neue Schicht trägt den neuen Fussbodenaufbau, der deshalb speditiv eingebaut werden konnte. Normalerweise muss in historischen Bauten aufwendig geschiftet werden, da die Fussböden meistens stark verformt sind.
Die bestehenden einfachverglasten Fenster, die im Obergeschoss teilweise sogar vermutlich bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, wurden vorsichtig ausgebaut. Im Zug ihrer Restaurierung wurde Asbest-Kitt entfernt und ihre Funktion reparierend wieder hergestellt. Schliesslich wurden sie wieder montiert.

Zur thermischen Verbesserung wurde bei den Fenstern des Wohnhauses ein zusätzliches Vorfenster mit Vertikalschiebeflügel im Fensterladenfalz der Steingewände angeschlagen. Dieses kann in der warmen Jahreszeit ausgehängt und im Winter wieder eingehängt werden.
Die Fensterläden, Kopien eines im Dachgeschoss aufgefundenen Originalbauteils, wurden als Gratleistenkonstruktionen handwerklich neu geschaffen, ihre Farbigkeit nach dem erhaltenen Befund wieder hergestellt.
Zur Verbesserung der Belichtungsverhältnisse im Saal und zur Herstellung von Blickkontakt zu Laube und Hof war das Bedürfnis nach einer neuen Fensteröffnung in der Hoffassade entstanden. An der gewünschten Fensterposition wurde gezielt sondiert, und siehe da: Eine vermauerte frühere Fensteröffnung mit innerem Stichbogen und fassadenseitigen Spuren entfernter Steingewände trat zutage. Die gemauerte Öffnung wurde einfach wieder freigelegt, und fassadenseitig baute der Steinmetz neue Kopien von Steingewänden ein.
So zeigt der Saal heute eine Überlagerung von verschiedenen Zeitschichten. Anschaulich ist dies an den vier unterschiedlichen Fensterzuschnitten abzulesen. Am eindrücklichsten aber ist wohl das Element der bemalten, aufwendig restaurierten Decke, die als Zeugnis einer früheren sehr repräsentativen Nutzung erhalten ist.

Reparierte und restaurierte bemalte Balkendecke und Wandpartie im Obergeschoss des Wohnhauses

Die Dachkonstruktion des Wohnhauses zeigte eine zunächst gravierend erscheinende Schädigung durch Hausbockbefall. Dennoch wurde entschieden, zu reparieren und nicht komplett zu erneuern. Im Verlauf der zimmermannsmässigen Restaurierung zeigte sich, dass viel mehr alte Substanz erhalten werden konnte, als ursprünglich angenommen worden war.
Jetzt ist im Dachgeschoss ein grosszügiger Schlaf- und Wohnbereich mit frei eingestelltem Bad entstanden. Hier wurden bewusst keine Unterteilungen durch Trennwände vorgenommen. So kann der Raum durch die bestehenden Giebelfenster quergelüftet werden. Gleichzeitig ist seine ursprüngliche Dimension fassbar und die reparierte historische Dachkonstruktion vollständig sichtbar.
Die Belichtungsverhältnisse wurden massgeblich durch zehn Glasziegelfelder in der Dachebene mit darunter in der Dämmebene liegenden inneren Fenstern verbessert.
Zur Wohnung gehört eine neu entstandene Dachterrasse auf dem Flachdach über dem Zwischenbau, die über einen kleinen Schlupf von der Laube her erschlossen ist. Rankpflanzen werden in Zukunft vor unerwünschten Einblicken schützen.

Scheune, Hof

Die Scheune ist ein archaisch anmutender, verputzter Mauerwerksbau aus Kalkbruchstein mit einem Dachstuhl aus Nadelholz. Zu unbekanntem Zeitpunkt und aus unbekanntem Grund wurde der Bundbalken des mittleren Dachbinders herausgetrennt – mit gravierenden statischen Folgen. Durch den horizontalen Schub aus dem Dach wurden die Fusspunkte der Dachkonstruktion und das Mauerwerk um 40 Zentimeter auseinandergeschoben. Ein statischer Totalschaden.
Spuren am Dachtragwerk zeigen, dass zunächst versucht worden war, den Schaden mit einem schwalbenschwanzförmig eingeblatteten Zugbalkenstück einzudämmen. Wohl ohne den gewünschten Erfolg. Denn eine Handwerkerrechnung von 1974 belegt schliesslich den Einbau einer Zugstange aus Stahl. Ohne diese Massnahme wäre die Scheune heute wahrscheinlich nicht mehr da.
Der Zufall will es, dass die Firma Metallbau Schlumpf, die vor genau 40 Jahren das Stahlzugband einbaute, nun im Jahr 2014 den Auftrag für den Einbau eines eingestellten Stahltragwerks erhielt. Dieses Bauteil trägt die Ebene über dem Erdgeschoss, und an dieses wurden die schrägen Wände angehängt. So konnten die Mauern in ihrem verformten Zustand belassen werden. Mauerwerk duldet kein «Zusammenziehen».
Beim Scheunentor erforderte die Reparatur des ebenfalls in Schieflage geratenen Torbogens sogar den kontrollierten Ab- und Wiederaufbau. Ansonsten wäre es bei den Reparaturarbeiten am Dach höchstwahrscheinlich in sich zusammengebrochen.
Im Gegensatz zum Mauerwerk konnte die Dachkonstruktion wieder zusammengezogen werden, nachdem ein neuer Bundbalken eingebaut worden war.

Der Innenhof mit Scheune und Zwischenbau bei seiner Fertigstellung im Frühjahr 2015

Das Innere der Scheune ist geprägt von der reparierten Holzkonstruktion und den neuen Einbauten in Stahl. Arlesheimer Dachlandschaft. Blick auf den rückwärtigen Scheunengiebel mit dem neuen aufgeweiteten Lichtschlitz. Die Glasziegelfelder mit innen liegenden Dachfenstern integrieren sich sehr gut in das Dach des Wohnhauses.

Auf die Gestaltung des Inneren hatten das erhalten gebliebene Scheunentor, die durch den Innenraum laufenden drei Bundbalken und die bestehenden Wandöffnungen massgeblichen Einfluss. Ansonsten war von der historischen inneren Struktur der Scheune nicht mehr viel vorhanden.

Das restaurierte Scheunentor spannt in seinem geöffneten Zustand einen hallenartigen gedeckten Aussenraum auf. Dieser wird durch die neue Glasfassade des Windfangs begrenzt. Passiert man den neuen Eingang, betritt man eine Zone ohne Geschossdecke mit Luftraum bis zur Dachkonstruktion, sodass man auf einen Blick die gesamte Dimension der Scheune erfahren kann. Dies in Erinnerung an die ursprünglich an dieser Stelle gelegene hohe Wagenschopf-/Dreschtenne.

Im Inneren des Bauwerks sind neben dem Erdgeschoss zwei neue zusätzliche Nutzebenen entstanden. Die erste Obergeschossebene steht auf Stützen, die zweite Obergeschossebene liegt auf den Bundbalken auf und bildet gleichzeitig den oberen Abschluss des Windfangs. Die in L-Form ausgebildeten Plattformen sind zueinander gegenläufig gesetzt. Die Ebene über dem Erdgeschoss ist optisch mit einer Fuge von der Wand getrennt. Aber nicht nur aus rein praktischen Gründen (die neue Ebene ist rechtwinklig und gerade, die Scheunenwände sind aber schräg und gewellt). Architektonisch ist dies ein Mittel, um den Raum grösser erscheinen zu lassen, als er in Wirklichkeit ist.

Ursprünglich hatte dieses Haus nur schiessschartenartige Belüftungsöffnungen für das Heu in den Giebeln, mutmasslich mit Holz gegliederte Öffnungen im Obergeschoss zum Hof hin und kleine Fenster im Bereich des Stalls. Im Zug der früheren Umnutzung zu einer Schreinerei waren dann grosse Wandöffnungen im Erdgeschoss erstellt worden. Jetzt war eine weitere Öffnung notwendig, um ein Minimum an Belichtungsverbesserung für die zweite Obergeschossebene zu erlangen und um im Sommer das Gebäude querlüften zu können. Hierzu wurde einfach eines der Giebellichtschlitze zu einer grossen Öffnung «geweitet». Zur Verbesserung der Energiebilanz und der Behaglichkeit wurde innen ein Dämmputz aufgebracht. Das ursprüngliche Bruchsteinmauerwerk ist noch im Bereich der gedeckten Torhalle erlebbar.

Ansonsten fanden an der Scheune praktisch keine Eingriffe in die historische Substanz statt. Dank der sorgfältigen Bestandsaufnahme und der planerisch gut vorbereiteten Bauausführung konnten die zukünftigen Mieter trotz der umfangreichen Massnahmen schon nach neun Monaten Bauzeit einziehen.

Welten stehen zwischen dem stark sanierungsbedürftigen Sundgauerhof unmittelbar vor der Sanierung und dem jetzt Erreichten.

Dem Auftraggeber gebührt Respekt für seine Unerschrockenheit und seine gelassene Art, wie er diese grosse Herausforderung als Bauherr angenommen hat. Der Architekt ist dankbar für das entgegengebrachte Vertrauen.

7. BEDINGNISHEFT AUS DEM HAUS MARTIN IN BÖCKTEN, ENDE 19. JAHRHUNDERT

Vor einigen Jahren hat der Zimmermann Jakob Steinmann bei der Arbeit im Haus Martin in Böckten ein Bedingnisheft gefunden. Auf mehreren Seiten werden, nach allgemeinen Hinweisen zur Ordnung und zum Ablauf auf der Baustelle, spezifische Angaben zur Ausführung und zum Material der einzelnen Gewerken gemacht. Das Bedingnisheft entspricht heute einem Bauvertrag und wurde vom Bauherrn und von den Unternehmern unterzeichnet. Die Ausführungen des Bedingnishefts sind aus heutiger Sicht sehr wertvoll, da sie einen konkreten Einblick in den Bauablauf und die Zusammenarbeit der einzelnen Handwerker im ländlichen Baselbiet gegen Ende des 19. Jahrhunderts geben.

A. Allgemeine Bedingungen

Anders als heute übernimmt der Maurermeister die gesamte Verantwortung für die Sicherheit auf der Baustelle aller am Bau beteiligten Handwerker. Ob er dieses Risiko schon versichern konnte?

B. Spezielle Bedingungen

I

Erdarbeit: Der Aushub der Baugrube erfolgte ausschliesslich von Hand, und das Abführen von Aushub mit Ross und Wagen war aufwendig. Deshalb war es wichtig, die Baugrube klein zu halten und die Grubenwände möglichst steil anzulegen, aber immer so, dass sie nicht einstürzten. Der Bauherrschaft lag in jener Zeit die Anlage eines Nutzgartens am Herzen, wozu die Gebäudefläche sorgfältig abhumusiert und die Erde möglichst nah deponiert wurde.

II

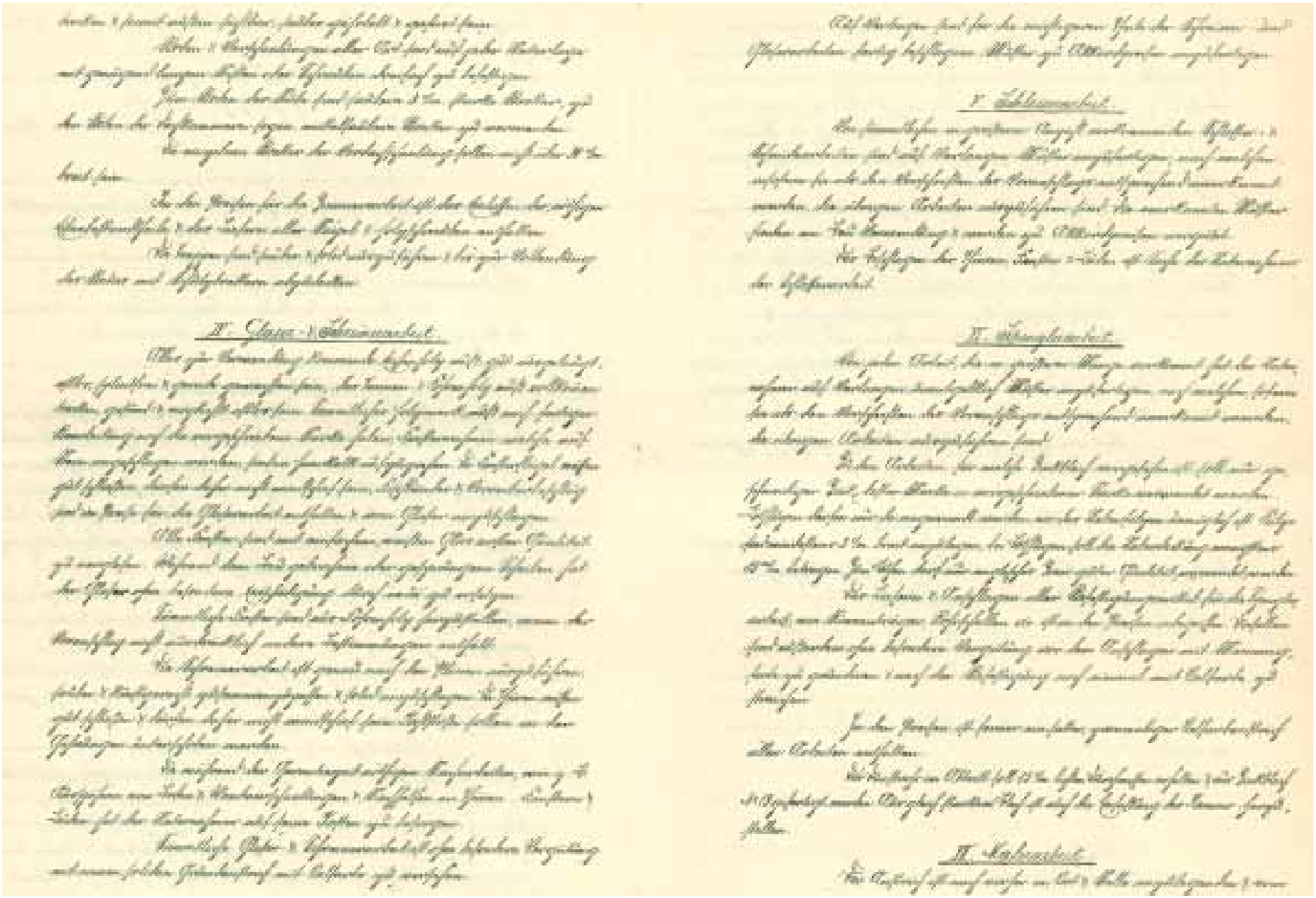
Maurer- und Steinmetzarbeiten: Maurersand wurde nicht von weit her zugeführt, sondern wenn möglich in lokalen Gruben gewonnen. Wenn er nicht sauber genug war, musste man die organischen Teile ausschwemmen. Ebenso stammten die Bruchsteine aus nahen Steinbrüchen. Bruchsteine waren für Keller und Sockel immer noch üblich. Wenn unregelmässiges, nicht plattiges Steinmaterial verarbeitet wurde, musste besonders darauf geachtet werden, dass in Schichten gemauert wurde. In einer Schicht konnten grössere Binder- und Läufersteine sorgfältig gesetzt und ihre ungleiche Höhe abgeglichen werden, sodass der Zusammenhalt der Mauer gewährleistet war. Zur besseren Isolation wurden Aussenwände in Backstein schon in zwei Schalen erstellt, allerdings stand noch kein Isolationsmaterial für den Hohlraum zur Verfügung. Das Holz der Riegelwände erhielt oft eine seitliche Pflasternut, sodass die Ausmauerung gut gehalten wurde. Es genügte nicht, Nägel in die Seitenflächen der Pfosten einzuschlagen. Es war wichtig, dass die Kanten der Hölzer stark gebrochen waren, damit der Verputz ebenfalls mit einer leichten Fase anschliessen konnte, sodass die unvermeidlichen Risse zwischen Holz und Verputz nicht auffielen.
Abhängig vom Material, vom Brennvorgang, aber auch von der Lage der Steine im Brennofen wiesen die Backsteine auch desselben Brandes unterschiedliche Farben auf. Die Steine mussten deshalb nach Farbe aussortiert werden.
Ohne Bohrmaschine keine Löcher und keine Dübel: Zur Befestigung von Holzteilen wie Türen, Fenster, Sockelbretter usw. musste der Maurer Latten und Klötzchen einmauern, in die der Schreiner später seine Arbeiten mit Nägeln befestigen konnte, und die Gewände hatten Aussparungen, in die die Kloben mit Zementmörtel eingegossen wurden. Die hohen, in den Zimmern umlaufenden Sockelbretter (Lamperien) wurden oft direkt auf die rohe Wand in solche Holzklötzchen genagelt, und die Wand wurde erst danach vergipst.

III

Zimmerarbeit: Holz musste «nachweislich» im Winter geschlagen sein, und es musste trocken, das heisst der Aussenluft entsprechend lufttrocken sein. Das bedeutet, dass Bauholz, bevor es verarbeitet wurde, mindestens sechs Monate, besser ein Jahr gelagert war. Der Schwachstelle der eingemauerten Balkenköpfe begegnete man mit Dachpappe. Besser war es, die Balkenköpfe «trocken einzumauern». So erhielten sie allseitig Luft und verstickten nicht. Aufwendige Dekorationen, vor allem Balkenköpfe und Giebelornamente (Blumen), verführten den Zimmermann zum «Abkürzen» der Arbeit, zum Pfuschen.
Immer noch waren in den Wohnräumen Böden aus breiten Tannenbrettern üblich, die sichtbar genagelt wurden. Sie wurden nach dem Verlegen geölt, zum Putzen gefegt und konnten zur Pflege nachgeölt werden. Das Einreiben von Wachs wurde erschwert, da sich von der Oberfläche immer wieder Splitter lösten.

IV

Glaser- und Schreinerarbeit: Damals liess der Schreiner das Eichenholz noch im Freien abregnen, sodass die Gerbsäure ausgelaugt wurde. Gerbsäure greift, sobald Feuchtigkeit vorhanden ist, rohes Eisen an. Für Schreinerarbeit genügte lufttrockenes Holz nicht. «Vollkommen trocken» bedeutet, dass das zugeschnittene Holz mehrere Tage neben dem Werkstattofen gelagert wurde. Alle Schreinerarbeit musste grundiert geliefert werden. Die Fenster erforderten besondere Sorgfalt. Nur bestes Holz taugte dazu. Da Dichtungsbänder fehlten, wurde zum Anschlagen auf die Kontaktflächen der Gewände Kalkputz aufgezogen, und die Rahmen wurden aufgedrückt. Der Schreiner schlug die Rahmen an und lieferte die Flügel. Die Beschläge aber montierte der Schlosser oder der



Eine Doppelseite aus dem gefundenen Bedingnisheft

Glaser, der die Scheiben auf dem Bau einsetzte. In einem alten Fachbuch lesen wir: «Die Güte des Glases beruht im Allgemeinen auf dessen Farblosigkeit, Weisse, Helligkeit, Reinheit von Blasen und Streifen oder sogenannten Schlirren; so wie darauf, dass es bei Festigkeit und Dauer hinlänglich gross und dick sei, und auf völliger Ebenheit der Fläche.»
Nachdem der Bau aufgerichtet und eingedeckt war, folgte meist ein Winter zum Austrocknen. Trotzdem war es für Schreinerarbeit, damals ausschliesslich aus Massivholz, normal, dass der Handwerker in den ersten zwei Jahren nachhobeln und abgeschwundenes Holz ausflicken musste.

V
Schlosserarbeit: Der Schlosser besorgte die für die Schreinerarbeit notwendigen Beschläge oder stellte sie selbst her. Er montierte sie auch auf die Arbeiten des Schreiners.

VI
Spenglerarbeit: Der Spengler verwendete damals Zinkblech, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkam und billiger war als Kupfer. Das Metall ist aber ausserordentlich spröde. Verzinktes Eisen gab es noch nicht. Deshalb wurden Eisenteile wie Rinnenhaken mit dem giftigen Bleimenning grundiert und dick mit Ölfarbe gestrichen.
Die schlechten Gerüche vom Abtritt, immer noch ein Plumpsklo, sind Gegenstand vieler Überlegungen in alten Fachbüchern. Hier wird ein Dunstrohr aus Zink vorgeschlagen.

VII
Malerarbeit: Der Maler strich die vom Schreiner grundierte Arbeit und das vom Zimmermann montierte rohe Holz und kittete es sorgfältig aus. Er mischte die Ölfarben mit Leinöl und Pigmenten selbst an. Für Wände und Decken wurde Leimfarbe verwendet, die der Maler ebenfalls selbst herstellte. Und seit je musste man den Maler anweisen, vor seiner Arbeit sorgfältig abzudecken.

VIII
Dachdeckerarbeit: Noch lange erhielt sich auf dem Land die handwerkliche Herstellung von Biberschwanzziegeln. Deren Qualität variierte ausserordentlich. Aber auch die Fabrikation in den Ziegeleien war noch nicht so weit ausgereift, dass keine Ziegel sich beim Brennen verzogen.

FUSSNOTEN

1 Erstellt von Pater Bonifaz Born, Kloster Mariastein, damals Pfarrer in Metzerlen.
2 In der Weihe der heiligen Messe wandelt sich nach römisch-katholischem Glauben die Substanz der Hostie zum Leib Christi. Im reformierten Glauben wird die Konsekration nicht im gleichen Sinn verstanden, womit sich eine vergleichbare Gefässvielfalt erübrigt.
3 Der Wettersegen ist ein sehr alter Brauch im ländlichen Umfeld. Wo noch üblich, wird er vom 25. April (Markusfest) oder vom 3. Mai an (Fest der Kreuzauffindung) bis zum 14. September (Kreuzerhöhungsfest) am Ende der Messe gespendet.
4 Das Korporale, ein weisses Leinentuch, wurde als das Grabtuch Jesu verstanden und gilt als das älteste Parament. Es wird auf dem Altar und im Tabernakel unter die Gefässe mit den eucharistischen Gaben gestellt, damit keine Substanz davon verloren geht.
5 Meistermarke von Johann Adam II Fechter mit den Initialen A F und einem Blütenblatt sowie Basler Beschauzeichen (Nr. 412a und Ortsmarke Nr. 41, in: Barth, Ulrich und Hörack, Christian: Basler Goldschmiedekunst, Basel 2013).
6 Isabella Sidler-Winterhalder (1907–?); Kustodia in Brislach, Kelch in Röschenz und Kelch mit Hostienschale in Zwingen.
7 RBG § 101, Absatz 2 (29.10.1998): Ausfahrten und Ausgänge auf Strassen und Plätze dürfen nicht zu einer Behinderung und Gefährdung der Verkehrsteilnehmer führen. Garagen mit direkter Ausfahrt müssen mindestens einen Abstand von 5 m zur Strassenlinie einhalten.
8 RBV § 54 Bauten und Bauteile zwischen Bau- und Strassenlinien: 1 Zwischen der Bau- und Strassenlinie bzw. innerhalb des gesetzlichen Abstandes zu Verkehrsflächen dürfen errichtet werden:
9 Motion 2009/226, Rolf Richterich, betr. Änderung § 101, Absatz 2 RBG; Garagenvorplätze bei direkten Ausfahrten auf Strassen.
10 RBG §113, Absatz 33: Die Baubewilligungsbehörde kann für Garagen Ausnahmen vom Abstand zur Strassenlinie gestatten, sofern die topografischen Verhältnisse es erfordern und die Verkehrssicherheit nicht beeinträchtigt wird.
11 Beispielsweise Bennwil, ein Oberbaselbieter Dorf mit 623 Einwohnern. Von den ursprünglich 30 landwirtschaftlichen Betrieben mit entsprechenden Wohn- und Ökonomiebauten sind heute noch vier in bäuerlicher Hand. Von den 26 übrigen ehemaligen Ökonomiebauten sind 16 bereits anders genutzt, acht Ökonomiebauten stehen leer.
12 Viele Informationen, die in diesem Bericht verwendet werden, stammen von Restaurator Wendel Odermatt, Stöckli AG Stans, dem ich dafür herzlich danke.
13 Mit Kitt kleben, wieder verbinden, etwas mit Kitt an etwas befestigen, mit Kittmasse (z. B. Kreide/Leim oder Kreide/Wachs) gefüllte Fehlstellen in Grundierung und/oder Malschicht
14 Stockschrauben besitzen an einem Ende ein Holzgewinde und an dem anderen ein metrisches Gewinde. Sie können z. B. verwendet werden, um einen Gegenstand mit einer Mutter an Holz, Mauerwerk, Naturstein oder Beton zu befestigen.
15 Cyclododecan ist ein farbloser brennbarer Feststoff mit muffigem Geruch, der praktisch unlöslich in Wasser ist. Die Verbindung hat die ungewöhnliche Eigenschaft, bei Raumtemperatur zu sublimieren (unmittelbarer Übergang eines Stoffes vom festen in den gasförmigen Aggregatzustand, ohne sich vorher zu verflüssigen) und somit innerhalb kurzer Zeit zu verschwinden.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Abbildungen ohne Quellenangabe stammen aus dem Bildarchiv der Kantonalen Denkmalpflege

Seiten 11, 14, 15: Philippe Allemann
Seiten 12, 17, 18: Cornelia Biotti
Seiten 28, 30, 31, 33: Lilo Münch
Seite 45: Paul Menz, Foto; Florian Rauch, Grafik
Seiten 49, 50, 55, 56 unten: Florian Rauch
Seiten 53, 56 oben: Roland Zumbühl

Abbildung Umschlag vorne: Dom von Arlesheim: Schrauben und Unterlegscheiben der alten Schraubensicherung der Stuckdecken, die während der Restaurierung entfernt wurden. Sie werden als historische Dokumente gesammelt, nummeriert und aufbewahrt. Da sie von unten sichtbar waren, wurden sie wie die Flächenpartie des Deckengemäldes, die sie verdeckten, farblich gefasst und so fast unsichtbar gemacht.

Abbildung Umschlag hinten: Dom von Arlesheim: rechte Seite des Chorbogens während der Restaurierung vom Kirchenschiff aus gesehen.

IMPRESSUM

© Mai 2015
Amt für Raumplanung, Kantonale Denkmalpflege
Fotos: Kantonale Denkmalpflege
Redaktion: Ingrid Kunz Graf, Schaffhausen
Gestaltung: Anne Hoffmann Graphic Design
Druckerei: Schaub Medien AG

Gedruckt auf Refutura Recycling, 100% Altpapier, FSC zertifiziert, CO_2 neutral